

Nº84 Frühling 2022
Euro 8,-

Streifzüge

wertlos · unsachlich · jenseits



Tausch

INHALTSVERZEICHNIS

PETER KLEIN	3
Die neue Rücksichtslosigkeit (Teil III)	
FRIEDERIKE HABERMANN	9
Das Märchen vom Tausch	
STEFAN MERETZ	13
Warum die Kopplung von Geben und Nehmen aufhören muss	
FRANZ SCHANDL	16
Versprechen, Verstellen, Verwechseln	
STEFAN MERETZ	22
Sortierungen zum Tausch	
FRANZ SCHANDL	24
Das Peepen von Preisen	
HERMANN ENGSTER	27
Tausch und Täuschung	
ESKE BOCKELMANN	31
Wert, Geld und Kapital	
FRANZ NAHRADA	39
Make Villages Not War	
LORENZ GLATZ	41
„... dass Putin besiegt wird“	
TOMASZ KONICZ	44
Eine radikale Friedensbewegung ist nötiger denn je	

Draußen ist Krieg und wir reden vom Tausch. Aber vielleicht ist deswegen immer wieder Krieg, weil drinnen der Tausch tobt, das Geld giert und der Wert und seine Werte all unsere Gesellschaften bestimmen und zerstören. Dazu mehr in dieser und in der nächsten Nummer.

Im aktuellen Krieg zeigt sich einmal mehr, dass nicht nur beim „bösen Russen“ Wahn und Wille zusammenfallen, sondern auch in den Ländern, die sich kurz und prägnant „die Freiheit“ nennen. Frei von Reflexion entpuppen sich Mob und Elite, inklusive einer liberalisierten Systemlinken, als einzigartige Zivilbagage. Kriegstaumelnd und kriegsgeil sind wir nun bereit, kräftig aufzurüsten. Frieden schaffen durch noch mehr Waffen, wer hätte gedacht, wie schnell derlei Konsens werden kann. Heutzutage muss man ja schon froh sein, dass die westliche Kriegspolitik im Nato-Hauptquartier gemacht wird und nicht von den frisch geläuterten Bellizisten linker oder grüner Provenienz. Volk und Herrschaft demonstrieren ihre medial moderierte moralische Besoffenheit. Zum Krieg in der Ukraine finden sich im hinteren Teil dieser Ausgabe drei kürzere Beiträge.

+ + + + +

Noch was: Drucken wird teurer. Papier- und die Energiepreise sind empfindlich im Steigen begriffen. Das ist nicht fein. Die *Streifzüge* erhalten ungleich anderen Medien eine fulminante NULL an öffentlicher Förderung und erzielen zuletzt eine satte NULL an Werbeeinnahmen. Eigentlich dürfte es uns nicht geben. Wir bitten dies gelegentlich kontrafaktisch zu berücksichtigen. Danke.

Franz Schandl

Vorschau

Streifzüge 85 · Wert(e)

Streifzüge 86 · Care

Streifzüge 87 · André Gorz

Peter Klein

Die neue Rücksichtslosigkeit

Private Form und Vergesellschaftung der Produktion

Teil III

„Das Einzige, worauf sich die Linke und die Rechte einigen können, ist, dass mehr Jobs etwas Gutes sind. Daher gibt es wenig Anreize, irgendeine Maßnahme zu setzen, die Jobs abschafft.“ (David Rolfe Graeber)

„Schuster bleib bei deinem Leisten. Kümmer dich nicht um Dinge, die dich nichts angehen und von denen du nichts verstehst.“ Laut Marx (im „Kapital“ lateinisch: „ne sutor ultra crepidam!“, MEW 23, S. 512) ist das die Maxime, die in der vormodernen Welt der zünftigen Handwerker und kleinen Kaufleute das Leben der Menschen regierte. Der Kreis der Tätigkeiten, meist innerhalb der Stadtmauern verbleibend, war eng, geradezu zwerghaft verglichen mit dem Aktionsradius des modernen Menschen, aber er umfasste unter Einschluss der Hochzeitsbräuche und der Sitzordnung in der Kirche einen ganzen Lebenszusammenhang. Das Bedürfnis, ihn zu überschreiten oder gar zu sprengen, war dementsprechend gering entwickelt. Die Allgemeinheit, die sich jenseits davon befand, war nicht etwa „die Gesellschaft“ oder „der Staat“, sondern tatsächlich „das Jenseits“. Es waren die Dinge, die allen sterblichen Wesen gemeinsam sind und die seinerzeit in der Hand Gottes lagen: die Sorge um das tägliche Brot, die Angst vor Hunger, Krankheit und frühem Tod. Weshalb der Priester ein unverzichtbarer Bestandteil der über den Alltag hinausweisenden intellektuellen Bemühungen war. Und mit dem Landleben, das Marx mit dem Attribut „idiotisch“ verzierte, verhielt es sich nicht anders.

Diese Beschränktheit ist gleichsam der Abstoßungspunkt, von dem aus Marx im Kapitel „Maschinerie und große Industrie“ (Kapital I, MEW 23, S. 391 ff.) einen vorsichtigen Blick auf die in den modernen Produktionsmitteln liegenden Möglichkeiten wirft. In der bereits am Markterfolg ausgerichteten Manufaktur des 17. und 18. Jahrhunderts war die Produktion noch eine Sache der handwerklichen Arbeit und Geschicklichkeit gewesen, sie war aber schon fabrikmäßig organisiert: Der

Arbeitsprozess wurde in eine Reihe von Teiloperationen zerlegt, sodass der einzelne, einer solchen Operation zugeteilte Arbeiter immer die gleichen Handgriffe auszuführen hatte. Die Beschränktheit, die beim mittelalterlichen Handwerker eine Vielfalt von Tätigkeiten umfasste, hatte sich hier also – bei Steigerung der Produktion im Ganzen – zur Einseitigkeit weiterentwickelt.

Der nächste Schritt, die von der Dampfkraft angetriebene Maschine, machte dann auch noch mit dieser Art von Geschicklichkeit Schluss. Das als technisches Erfordernis auftretende Kapital bestimmte von nun an ganz allein den Rhythmus, das Tempo und die Logik der Produktion. Fähigkeiten, Kenntnisse, Geschicklichkeit – nichts davon blieb in der Verfügung des Arbeiters. Die Maschinerie wollte nur noch gefüttert und bedient werden. Jedes Kind konnte das leisten. Der frühe Industrialismus, in allen Erziehungs- und Ausbildungsfragen genügsam, hieß denn auch die von ihren Eltern preiswert und in großer Zahl angebotenen Kinder in der Fabrik willkommen. Und es dauerte einige Zeit, bis die freiheitlich gesinnten Unternehmer, die vor allem von Steuern frei sein wollten, zu der Einsicht gelangten, dass ein bisschen friedfertig stimmende Allgemeinbildung, den Unterschichten in vorsichtiger Dosierung verabreicht, für die bürgerliche Gesellschaft als ganze durchaus nützlich sein konnte – auch wenn dergleichen *unmittelbar* für die Produktion nicht „gebraucht“ wurde, zunächst jedenfalls nicht.

Marx' theoretische Rücksichtslosigkeit
Vom Elend des frühen Fabriksystems, von den unwissenden, verwahrlosten und kurzlebigen Kümmergestalten, die es hervorbrachte, ist bei Marx' Blick in die Zukunft allerdings nicht die Rede. Er

schaut durch die Empirie seiner Zeit gewissermaßen hindurch, verhält sich in theoretischer Hinsicht, indem er sich den Möglichkeiten zuwendet, die in den modernen Produktivkräften liegen, sozusagen rücksichtslos gegen sie. Mit dem Übergang zur großen Industrie und ihren „self-acting“ Maschinen gewinnt die Produktion *unmittelbar* gesellschaftlichen Charakter. Vom Schulwesen bis zu den Forschungseinrichtungen, vom Kommunikations- und Transportsystem bis zum Gesundheitswesen entsteht ein einziges Aggregat von untereinander vernetzten Funktionselementen, das der eigentlichen Produktion immer schon vorausgesetzt ist. Und auch die Produktion selbst mit ihren Roh-, Vor-, Halb- und Fertigprodukten ist ein solches System (Stichwort: Lieferketten), dessen Bestandteile untereinander zusammenhängen und aufeinander angewiesen sind. Die ausschließlich und spezifisch auf ein bestimmtes Produkt bezogenen Tätigkeiten, auf die also das Attribut „privat“ im empirisch-realen Sinne vielleicht noch passen würde, werden mit der Ausbildung dieses Systems, das alle Wissenschaften in seinen Dienst nimmt, marginal. „Die technologische Anwendung der Naturwissenschaft“ zum einen, die „gesellschaftliche Gliederung in der Gesamtproduktion“ zum andern: die Gesellschaft als ganze ist das entscheidende Agens der Produktion. Der einzelne Arbeiter, seine Verausgabung von „Muskel, Nerv und Hirn“, wird in seiner Bedeutung für die Produktion zurückgedrängt, als eigene Produktivkraft ist er schließlich zu vernachlässigen. Die staatskapitalistischen Länder des sogenannten sozialistischen Lagers, die an dieser Entwicklung logischerweise teilhatten (wenn auch nicht ganz so exzessiv und erfolgreich wie die westliche Konkurrenz), hielten trotzdem an der Ideologie der

„Arbeitermacht“, die sie angeblich darstellten, fest. Sie büßten diesen Starrsinn mit dem Verlust jeder Glaubwürdigkeit, schließlich mit ihrem Verschwinden. Der Widerspruch ist treffend dargestellt in Erich Loests Roman „Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene“.

Marx jedenfalls sah schon zu seiner Zeit, dass mit den modernen Produktivkräften die Negation der kapitalistischen Lohnarbeit heranreift, die, lediglich in Zeiteinheiten gemessen, einzig dem Geld zuliebe verrichtet wird, gleichgültig gegen die Frage nach ihrem stofflichen Sinn oder Nutzen. Dadurch, dass die Kenntnis der Naturgesetze sich allgemein verbreitet und zum Bestandteil des gesellschaftlichen Bildungskanons wird, dass die Grundelemente der technischen Verfahren in den verschiedenen Zweigen der Produktion einander angleichen, dass die Produktion also nicht mehr ausschließlich eine Sache der Erfahrung ist, die sich ein geheimniskrämerischer Meister über viele Berufsjahre hinweg mühsam angeeignet hat, auf diese Weise wird es dem Arbeiter leicht gemacht, von einer Branche in die andere zu wechseln. Er folgt dabei den Vorgaben des Marktes, es folgt daraus aber auch eine geistige Beweglichkeit, die dafür sorgt, dass er das System, zu dem sich der Kapitalismus entwickelt, als ganzes in den Blick bekommt. Mindestens aber wird er sich, wenn es um Fragen von allgemeinem Belang geht, nicht mehr so ohne weiteres als die bloße Manövrier-masse eines autokratischen Regimes verwenden lassen. Wo dies noch geschieht, wie gegenwärtig in Russland, ist es ein Zeichen der Rückständigkeit und des Mangels an kapitalistischer Entwicklung. Marx illustriert diesen Trend zur geistigen Beweglichkeit, indem er einen aus San Franzisko zurück-



REDAKTIONS-
KOLLEKTIV (HG.)
**JAHRBUCH FÜR
MARXISTISCHE
GESELLSCHAFTS-
THEORIE**
*#1: Staatskritik,
marxistisches
Denken*
324 Seiten
20,- Euro



M. GERBER,
E. KAPFINGER,
J. VOLZ (HG.)
**FÜR HANS-JÜRGEN
KRAHL**
*Beiträge zu sei-
nem antiautoritä-
ren Marxismus*
304 Seiten
18,- Euro



REDAKTION CORONA-
MONITOR (HG.)
**CORONA UND
GESELLSCHAFT**
*Soziale Kämpfe
in der Pandemie*
280 Seiten
18,- Euro

gekehrten französischen Arbeiter zitiert: „Ich hätte nie geglaubt, dass ich fähig wäre, alle die Gewerbe auszuüben, die ich in Kalifornien betrieben habe. Ich war fest überzeugt, dass ich außer zur Buchdruckerei zu nichts gut sei ... Da das Geschäft der Minenarbeit sich nicht einträglich genug auswies, verließ ich es und zog in die Stadt, wo ich der Reihe nach Typograph, Dachdecker, Bleigießer usw. wurde. Infolge dieser Erfahrung, zu allen Arbeiten tauglich zu sein, fühle ich mich weniger als Molluske und mehr als Mensch.“ (MEW 23, S. 511 f.)

Natürlich ist dieser „Mensch“ erst noch der Mensch als Ware-Geld-Individuum. Aber dieses markiert nicht das Ende der Geschichte. Schon in den „Grundrissen“ denkt Marx im Zusammenhang mit dem modernen Maschinenwesen einen Schritt weiter: „Die Arbeit erscheint nicht mehr so sehr als in den Produktionsprozess eingeschlossen, als sich der Mensch vielmehr als Wächter und Regulator zum Produktionsprozess selbst verhält“, heißt es dort. Der Mensch „tritt neben den Produktionsprozess, statt sein Hauptagent zu sein“ (Grundrisse, S. 592 f.). Und es versteht sich, dass dieser „Mensch“ dem vom Kapital ausgeübten Verwertungszwang nicht mehr unterworfen ist. Das, was er *an sich* ist, gesellschaftliches Individuum, ist er *für sich* geworden. Zumindest darf man, die heutige Situation vor Augen, unterstellen, dass er auf dem Weg dorthin schon sehr weit vorangekommen ist. In den Ländern des globalen Westens sind es kaum noch zwanzig Prozent seiner Zeit, die er für die Produktion wirklicher Dinge verwendet. Und es könnte, wenn er die Produktion unter dem Aspekt ihres materiellen Nutzens betriebe, weitaus weniger sein. Die Verschiebung der Arbeit in den Dienstleistungssektor kaschiert nur, was in Sachen Arbeitslosigkeit tatsächlich möglich wäre. In seinem Buch „Bullshit Jobs“ kommt der Anthropologe David Graeber zu dem Ergebnis, dass gut ein Drittel der dort in den letzten hundert Jahren entstandenen Jobs, vor allem Bürojobs sind gemeint, keinen Beitrag „zur Welt“ leisten, nicht einmal zur kapitalistischen Welt (Interview in: *Der Standard*, 31.12.2018).

Politisierung und Privatisierung

Der moderne Mensch verfügt über die Zeit, über das Wissen und über die aus allen Ecken der Welt herbeigeschafften Informationen, die es ihm möglich machen über den Tellerrand des Privatstandpunktes hinauszuschauen. Oder besser: die es ihm unmöglich machen, sich auf diesem zum vereinzelt Individuum zusammengeschrumpften

Standpunkt wohl und heimisch zu fühlen. „Heraus aus der Unmittelbarkeit, heraus aus der privaten Beschränktheit!“, so lautet die von den modernen Produktivkräften ausgegebene Direktive.

Die Alternative zur persönlichen Abhängigkeit und Folgsamkeit war die Herrschaft der unpersönlich zu denkenden Prinzipien des Menschenrechts, in Kants Diktion: des allgemeinen Gesetzes.

Im 19. Jahrhundert war dies natürlich zunächst einmal das Heraus aus jener mit rechtlich-politischen Elementen versetzten und daher „unreinen“ Erscheinungsform von Privatheit, die für die „Privatsphäre“ der vormodernen Zeiten kennzeichnend war. Das Heraus also aus jener Dienstbarkeit und Bedientenhaftigkeit, die das Verhältnis der Unterschichten zu den qua Geburt und Besitz privilegierten Ständen bestimmte. Nachdem es in der theoretischen Sphäre bereits vollzogen worden war, nämlich mit dem von Kant formulierten Gebot, die (gegenüber der Erfahrungswelt verselbständigte) Kategorie der Allgemeinheit zum leitenden Gesichtspunkt aller Moral und allen Rechts zu machen, wurde dieses Heraus zunehmend zu einer Sache der gesellschaftlichen Praxis. Die Alternative zur persönlichen Abhängigkeit und Folgsamkeit war die Herrschaft der unpersönlich zu denkenden Prinzipien des Menschenrechts, in Kants Diktion: des allgemeinen Gesetzes. Die Masse der Bevölkerung schien, da sie eigentumslos war, zur Allgemeinheit der Gesetzesform, die für ihr Gelten nichts als praktische Vernunft (das ist die Fähigkeit, sich eines eigenen Willens bewusst zu sein) voraussetzte, eine besondere Nähe und Neigung zu besitzen.

Allerdings existieren die Massen empirisch-konkret, man kann mit ihnen nicht so theoretisch feinsinnig verfahren wie mit einer theoretischen Kategorie. Die von Kant getroffene Unterscheidung zwischen der a priori geltenden Kategorie, die bei „vernünftigen Wesen“ moralische Gefühle auszulösen vermag, und den handgreiflichen Bedürfnissen empirisch-realer Menschen spielte in der praktischen Bewegung denn auch keine Rolle. Die Politisierung des „Volkes“ stand an (überwiegend als „Nationalisierung der Massen“ abgelauten, wie der Titel des bekannten Buches von George L. Mosse lautet), und bei diesem Geschäft waren lange theoretische Erörterungen nicht hilfreich. Als Volksfreund schaute man umso leichter

über den Kant'schen (und Hegel'schen) „Idealismus“ hinweg, als man selbst natürlich auf dem vermeintlich festen Boden des „Materialismus“ stand. Die staatliche Allgemeinheit, für den liberalen Bourgeois immer noch das absolutistische Monster von einst, war jedenfalls dazu auserkoren, Freund und Trost der Armen und Entrechteten zu sein. Der dem Allgemeinwohl wahrhaft dienende Staat musste zur Bastion der „Massen“ werden, die der politisierende Alltagsverstand kurzerhand mit der „Allgemeinheit“ in eins setzte. Der empirische „Volkswille“, der meint, die bürgerliche Metaphysik, in deren Namen er auftritt, mit beliebigem Inhalt füllen zu können, je nach Stimmung und Bedürfnis des Augenblicks: der Weg in die moderne rechtsstaatliche Demokratie war mit jeder Menge populistischer Illusionen gepflastert. (Zur Kategorie des „politischen Willens“ siehe den lezenswerten Artikel von Meinhard Creydt: „Glanz und Elend des Politisierens“, *Streifzüge* Nr. 75.)

Diese Epoche, in der die Politik den Menschen noch innige Glaubenserlebnisse verschaffen konnte und die entsprechenden Kreuzzüge viele Millionen von Opfern forderten, haben wir, in den Zeiten des überreif gewordenen Kapitalismus lebend, im wesentlichen hinter uns. Was wir dagegen nicht hinter uns haben, das sind die ideologischen und politischen Frontstellungen, die als Relikte aus jener Zeit immer noch in unseren Köpfen herumspuken. In dem vollkommen durchstaatlichten System der modernen Gesellschaft, in dem der Staat – John Locke würde sich im Grabe umdrehen – auch noch für den „Schutz der Privatsphäre“ verantwortlich zeichnet, wird nach wie vor zwischen „öffentlich“ und „privat“ unterschieden, zwischen Privateigentum und Staatseigentum – als würde sich die kapitalistische Geldbewegung um dieses juristische Detail scheren. Nach wie vor wird zwischen „linker“ und „rechter“ Politik unterschieden, nach wie vor werden „die Politiker“ für alle möglichen Entwicklungen und Fehlentwicklungen verantwortlich gemacht, nach wie vor wird nach ihrem moralisch guten „politischen Willen“ gefragt und ob sie ihn „glaubwürdig“ vertreten. Sie sind ja die Treuhänder jener „allgemeinen Angelegenheiten“, die von den Bürgern – allzu sehr in Anspruch genommen von den Problemen, die das Leben in der Vereinzelung mit sich bringt – angeblich nicht selbst wahrgenommen werden können. Obwohl diese Bürger unverzichtbare Bestandteile des weltumspannenden kapitalistischen Systems geworden sind, das ganz und gar auf ihrem beflissenen, am Geld ausgerichteten Funktio-

nieren beruht, verhalten sie sich dazu wie zu etwas, das ihnen äußerlich ist, für das nicht sie selbst, sondern jemand anderes zuständig ist – eben „die Politik“.

Das Heraus aus den persönlichen Abhängigkeits- und Treueverhältnissen war offensichtlich das Hinein in die Abstraktion. Der moderne Mensch, der sich in der ganzen Welt herumtreibt, der mit Produkten umgeht, deren Komponenten aus x verschiedenen Ländern stammen, ist durch Recht und Gewohnheit auf den Standpunkt der Privatperson fixiert. Ein Standpunkt, der angesichts der Wirklichkeit, von der er abstrahiert, freilich zur bloßen Formalität geworden ist. Die private Form umschließt das moderne Individuum viel enger, als es jene Privatsphäre tat, über die der Bourgeois des 19. Jahrhunderts verfügte, dessen Mägde, Knechte und Bedienstete selbst noch ein Bestandteil davon waren. Sie ist, reduziert auf den Punkt des vereinzelten Individuums, aber auch viel unglaublicher geworden. Zum einen gibt es die Neigung, seine höchstprivaten Vorlieben, sei es beim Sex, sei es beim Essen, an die Öffentlichkeit von Tausenden von „Freunden“ zu tragen, zum andern wird der öffentlichen Sphäre (Sanitäter, Polizisten, Zugbegleiter, Politiker) mit überaus privaten Verhaltensweisen das Funktionieren schwermgemacht. Wo ist die Grenze? Die Penetranz, mit der uns die öffentlichen Gewalten einschließlich der Internet-Konzerne versichern, wie sehr ihnen der Schutz der Privatsphäre, d.i. die Trennung der Menschen voneinander, am Herzen liegt, spricht für sich. Wie stets, wenn sich eine gesellschaftliche Institution historisch erledigt hat, kommt sie noch einmal groß heraus als Beteuerung und Behauptung. Don Quijote, der Ritter von der traurigen Gestalt, reitet heute auf der Privatsphäre herum.

Die zeitgemäße Rücksichtslosigkeit Marx konnte von dem Erfolg der privaten Form, den ausgerechnet der expandierende Kapitalismus mit sich bringen sollte, natürlich nichts wissen. Zu seiner Zeit hatte das „Zeitalter der Massen“ gerade erst begonnen. Dass es sich zu einer eigenen Epoche – nicht etwa der Überwindung, sondern ganz im Gegenteil der weltweiten Herstellung und Durchsetzung des Kapitalismus auswachsen und dabei lauter kleine Bürger ausbrüten würde, war wohl von niemandem vorauszusehen. Allein schon der Umfang des Kapitels über den „Arbeitstag“ (MEW 23, S. 245–320) zeigt, welche sozialen Probleme für die damalige Linke im Vordergrund standen. 50 Jahre Streit und Kämpfe, nur um über-

haupt irgendwelche Grenzen des Arbeitstages gesetzlich festgelegt zu bekommen und die Abarbeitung kleiner Kinder zu beschränken! Ein anderes Beispiel ist der Aufstand der Pariser Arbeiter im Juni 1848. Er war von der Schließung der Nationalwerkstätten provoziert worden: Mehrere Tausend Tote waren die Strafe für diese Unbotmäßigkeit, die sich die Arbeiter im Namen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme zuschulden kommen ließen, die ihnen einen Franc pro Tag eingebracht hatte. Das (von dem General Cavaignac angeordnete) Gemetzel zeuge, so Marx, „von der Wahrheit, dass die geringste Verbesserung seiner (des Proletariats) Lage eine *Utopie* bleibt *innerhalb* der bürgerlichen Republik, eine Utopie, die zum Verbrechen wird, sobald sie sich verwirklichen will“ (MEW 7, S 33).

Was man sich im 19. Jahrhundert gewiss nicht vorstellen konnte, war ein gesellschaftlicher Zustand, in dem alle Menschen einschließlich der „Lohnsklav:innen“ rechtlich und politisch vollkommen gleichgestellte Bürger sein würden: eben jene Gesellschaft des demokratischen Kapitalismus, die es im Anschluss an die Weltkriegsepoche des 20. Jahrhunderts tatsächlich fertiggebracht hat, die totale Herrschaft der kapitalistischen Verwertungszwänge als die Vollendung der „offenen“ oder „freien Gesellschaft“ auszurufen. Das politische und ideologische Getöse, das die Geburt dieser „freien Gesellschaft“ begleitete, klang den nachfolgenden zwei oder drei Generationen noch lange in den Ohren, so laut, dass sie den Grundton, der die ganze Zeit über gespielt wurde, die Vergesellschaftung der Produktion, glatt überhörten. Nur noch die immergleiche Melodie von „Demokratie“ und „Antifaschismus“ wurde gedudelt.

Marx dagegen war von diesem Lärm unbelastet. In diesem Sinne war er theoretisch im Vorteil. Er musste sich notgedrungen auf das Wesen der Sache konzentrieren, auf die vom Kapitalismus vorangetriebene Vergesellschaftung der Produktion, die mit dem lediglich am abstrakten Geld-Reichtum interessierten Privatstandpunkt, für den es sich immer nur darum handelt, das in die jeweils „eigene“ Produktion investierte Kapital zu vermehren, auf Dauer gesehen unvereinbar ist. Dass diese „Dauer“ von einer kämpfenden Partei, als die Marx sich ja verstand und verstehen musste, zu einem eigenen Thema gemacht wird, darf man nicht erwarten. Sie wird ja von der Aktivität und Kampfkraft dieser Partei maßgeblich mitbestimmt. Engels stellt in einem seiner letzten Briefe fest, dass „die kapitalistische Produktion“ noch längst nicht „überall vollständig durchgeführt“ ist. Und er fährt fort: „Das existiert noch nicht einmal in England und wird nie existieren, so weit lassen wir's nicht kommen“ (Engels an Conrad Schmidt, 12.3.1895, MEW 39, S. 432).

Inzwischen wurde die Lohnarbeit, zu Marx' Zeiten eine Art Stigma der unterständischen Schichten, nicht etwa nur integriert in die sich ewig „modernisierende“ bürgerliche Gesellschaft, sie ist sogar zur zentralen politischen, sozialen und mentalen Kategorie aufgestiegen (Stichwort: Arbeitsplätze), an deren Wohlergehen das gesamte kapitalistische System Anteil nimmt. Im gleichen Zuge, in dem das Privatkapital seine stoffliche Grundlage verlor: voneinander getrennt operierende Produktionseinheiten, die einander erst in ihren Produkten begegnen, auf dem Markt, verbreitete sich die *Form der Privatheit*: alle Menschen rückten – nicht zuletzt dank der Bemühungen linker Politik – in den

Streifzüge 77 · Europa
Streifzüge 78 · GeRECHTigkeit
Streifzüge 79 · #furfuture
Streifzüge 80 · Bürger
Streifzüge 81 · Auto
Streifzüge 82 · Landwirtschaft
Streifzüge 83 · Dystopie

GESAMTVERZEICHNIS

www.streifzuege.org/inhaltsverzeichnisse

KENNENLERNPAKET
 5 Ausgaben um € 15

Streifzüge



Landwirtschaft
 Ausgabe N°82/2021

wertlos
 unsachlich
 jenseits

Status des Ware-Geld-Individuums ein, das sich zu sich selbst, zu seiner eigenen empirischen Existenz und Leiblichkeit als zu seinem (verkäuflichen) Privateigentum verhält. Der Prozess der Vergesellschaftung der Produktion wurde also konterkariert durch die gesellschaftliche Form, die für diesen Prozess die motivgebende Ebene zur Verfügung stellte: das private Leistungs- und Erfolgsstreben. Da sich der betreffende Standpunkt rein praktisch herstellte, einfach dadurch, dass ein jegliches Bedürfnis an die Form des Kaufens und Verkaufens verwiesen wurde, ist es um das Bewusstsein von dieser Entwicklung natürlich schlecht bestellt. Das moderne Individuum, das dabei entstand, ist in sich nicht reflektiert, von seinem historischen Gewordensein weiß es nichts. Es mag die kapitalistischen Zumutungen in äußerst schmerzhafter Weise erleiden, da es sie aber verinnerlicht hat, ist es zunächst mal das eigene empirische, den „Anforderungen“ niemals genügende Selbst, mit dem es zu hadern pflegt. In dem Film „Wunderschön“ (2022) wird dieses Thema wieder einmal durchgespielt.

Obwohl die Politik längst keine Visionen mehr anzubieten hat, begegnen uns die aus der Vergangenheit überlieferten Sprechblasen und Ideologeme auch heute noch.

Und wenn es sich doch einmal dazu aufrafft, über den Tellerrand des Privatstandpunktes hinauszudenken, trifft das auf Leistung gebürstete Ware-Geld-Ich also gleich auf die ihm gegenüberstehende Abstraktion, auf die „allgemeinen Angelegenheiten“ in Form der Politik. Dieser bleibt bei der ganzen auf Dynamik und Perspektive angelegten Wesensart des kapitalistischen Systems gar nichts anderes übrig, als in der Pose des Gestaltens und Richtungsweisens aufzutreten. Obwohl die Politik längst keine Visionen mehr anzubieten hat – glücklicherweise, muss man sagen –, begegnen uns die aus der Vergangenheit überlieferten Sprechblasen und Ideologeme auch heute noch. Man kennt den längst nicht mehr erbittert, sondern eher routiniert geführten Richtungsstreit bis zum Überdruß: ob die „Zukunft“ (sie läuft immer auf „Wachstum“ hinaus, auch mit „grüner“ Regierungsbeteiligung) besser bei der „individuellen Freiheit“ und „Leistungsbereitschaft“ aufgehoben sei oder bei der „staatlichen Fürsorge“ und „Vorsorge“. Brauchen wir „mehr Markt“ oder „mehr staatliche Umverteilung“? Müssen die Steuern rauf oder runter? Und fahren wir nicht am besten, wenn wir von alledem die „Mitte“ wählen?

So wenig glaubhaft die auf der öffentlichen Bühne gelegentlich noch vorgeführten Leidenschaften sind – das Spektakel ist aufdringlich genug. Wie abgetakelte Wracks, die in einem flachen Meer namens „Komplexität“ vor sich hindümpeln, vorstellen uns die ideologisch-politischen Restbestände aus jener Epoche, in der das System wirklich noch expandierte und die Gesellschaft durchstaatlicht wurde, den Blick auf die Realität des erreichten Vergesellschaftungsgrades. Sie verstellen uns den Blick auf das „andere Ufer“, könnte man im Bild bleibend sagen, wo das gesellschaftliche Individuum längst schon vorhanden ist und in einigen Exemplaren auch schon anfängt, sich als solches zu verstehen und zu betragen. Was uns daran hindert, das wirklich zu sein, was wir an sich schon sind, ist die private Form, in die wir durch Gewohnheit und Institutionen gebannt sind. Gegen sie hat sich die neue Rücksichtslosigkeit zu wenden. Jene „abgetakelten Wracks“ der bürgerlichen Prinzipien und Abstraktionen, die uns die Sicht auf die Realität versperren, sind als solche also kenntlich zu machen und beiseite zu räumen. Erst „dahinter“ kommt der kapitalistische Widerspruch zum Vorschein, wie Marx ihn, vom Zeitalter der Massen noch unbelastet, formuliert hat und wie er heute zur Auflösung drängt: als Widerspruch zwischen den gesellschaftlichen Produktivkräften und den dazu nicht mehr passenden Produktionsverhältnissen.

Der ersten beiden Teile der Serie erschienen in den Ausgaben 78 und 80 der Streifzüge. Der letzte Teil, der in der folgenden Nummer erscheint, beschäftigt sich mit den „abgetakelten Wracks“, wie sie sich heute darstellen.

Friederike Habermann

Das Märchen vom Tausch



Meine Oma, so sehr sie uns Enkel*innen auch verwöhnte, wusste, wie Schenken gegenüber anderen geht. „Ich brauche noch etwas für Frau Meyer. Für 5 D-Mark.“ „??“ „Soviel war ihr letztes Geschenk an mich wert.“ Hätte ein Ethnologe ihr Verhalten untersucht, wäre die damals gängige Interpretation von Gaben bestätigt worden: nichts als zeitverzögerte Tauschgeschäfte.

Ohne Geld wird getauscht – das ist der Mythos. Zum Beispiel mit Zigaretten in Gefängnissen. Auch Yanis Varoufakis führte dies in seinem Buch *Time for Change. Wie ich meiner Tochter die Wirtschaft erkläre* aus, anhand der berühmt gewordenen Erfahrungen des Ökonomen Robert A. Radford als Brite in einem deutschen Kriegsgefangenenlager. Varoufakis hatte das Skript für das Buch fertig, als er auf die Idee kam, seinen Vater zu befragen, der vor und nach dem Ende des griechischen Bürgerkriegs interniert gewesen war. Des Vaters Antwort: „Nein, bei uns wurde alles geteilt.“

So sehr ist uns eingetrichtert worden, dass es ohne Geld nur primitive Tauschwirtschaft geben kann, dass wir uns anderes gar nicht mehr vorstellen können. Es ist umständlich, Lebensmittel gegen Schuhe einzutauschen, wenn der Schuster ein Messer braucht und auch der Schmied kein Gemüse, sondern lieber einen Pullover hätte undsoweiterundsofort: Dies lernte ich bereits im Vorschulalter durch eine Comicsendung, und bis heute wird es in Einführungen in die Wirtschaftswissenschaften wiederholt. Der vergangenes Jahr verstorbene Anthropologe David Graeber machte sich darüber lustig: „Welcher Mensch, der bei Verstand ist, würde an einem solchen Ort einen Lebensmittelladen eröffnen?“. Vor der (kolonial motivierten) Einführung von Geld hätten nirgends Individuen Güter inner-

gesellschaftlich auf diese Weise getauscht, so Graeber in seiner Untersuchung über die Entstehung des Geldes *Schulden. Die ersten 5000 Jahre*. „Seit Jahrhunderten suchen Forscher mittlerweile nach diesem sagenhaften Land des Tauschhandels – alle ohne Erfolg.“ Umgekehrt lasse sich feststellen: Es kam in unterschiedlichen Kulturen zu ganz unterschiedlichen Wirtschaftsformen. Nur Tausch im gemeinten ökonomischen Sinne als äquivalenter Tausch, bei dem offiziell gleiche Werte getauscht werden, kam nicht vor.

Doch auch Yanis Varoufakis wiederholt diese Vorstellung vom ursprünglichen Tausch mit Tauschlogik: „Wenn einer unserer Vorfahren einem anderen eine Banane anbot und dafür einen Apfel wollte, war das eine Form des Austauschs; ein unvollkommener Markt, bei dem eine Banane den Preis für einen Apfel darstellte und umgekehrt.“ Wo auch immer dieses Land mit Bananen und Äpfeln gelegen haben mag: Ein Markt (denn genau das ist Tausch mit Tauschlogik) wäre es eben nur in dem unwahrscheinlichen Fall, dass sowohl Apfel als auch Banane bereits denselben Tauschwert innegehabt hätten. Ansonsten brähe einer von beiden – vielleicht der mit der Banane – seine Frucht in zwei Teile. Und würde hinzufügen: „Ob ich den anderen Teil selbst esse oder in den Dreck schmeiße, geht Dich nichts an, denn Dein Apfel ist weniger wert als meine Banane.“

Und selbst wenn der mit der Banane so viele davon hätte, dass diese ihm bereits wegfaulen, würde er keine davon abgeben, wenn der andere keinen Apfel oder etwas anderes zu bieten hat. Und dieser andere damit im Zweifel verhungert. Das ist Tauschlogik. Tauschlogik – und damit jeder Markt – erzeugt künstlich Knappheit.

Unseren Vorfahren wäre das absurd erschienen. Uns nicht. Weil wir es normal finden, dass Lebensmittel dorthin gehen, wo das Geld ist, hungert eine Milliarde Menschen und ist eine weitere Milliarde unterernährt – während in Europa mehr Lebensmittel weggeschmissen werden, als auf der eigenen Fläche angebaut werden könnten. Marktwirtschaft tötet. Alltäglich Zigtausende. Zwar gab es schon immer vereinzelt Hungersnöte aufgrund von Dürre oder anderen Ereignissen, aber Hunger als Dauerzustand kam durch Marktwirtschaft in die Welt. Und klar: auch durch koloniale Machtverhältnisse, die Mehrwertausbeutung des Kapitalismus, Lebensmittelspekulation etc. Aber all dies braucht es gar nicht dafür. Tauschlogik reicht.

Marktwirtschaft tötet. Alltäglich Zigtausende.
Zwar gab es schon immer vereinzelt Hungersnöte aufgrund von Dürre oder anderen Ereignissen, aber Hunger als Dauerzustand kam durch Marktwirtschaft in die Welt.

Da der Markt über einen Preis funktioniert und damit nur, wenn nicht alle, die im Grunde das Produkt gerne hätten, es auch bekommen, gilt das Prinzip künstlicher Knappheit für alle Güter. Eine Amazon-Mitarbeiterin wird im Magazin *Wirtschaftswoche* zitiert, sie allein habe täglich Werte von 23.000 Euro vernichtet. Dies preisen wir gesellschaftlich als Allokation: als magische Hand der Marktwirtschaft, die die Ressourcen und Güter teilt.

Gibt dagegen die eine Person die Banane trotzdem her, um das Bedürfnis der anderen zu stillen, verlässt sie die geltende ökonomische Rationalität. Doch diese prägt. Und so entwickelten Menschen, die bereits Geld kennen, in Situationen, wo es nicht mehr zur Verfügung stand, Systeme des Tausches. Das erklärt, warum es in Gefängnissen zu Alternativwährungen kommen kann.

Doch unsere Phantasie dürfen wir nicht länger durch das Märchen vom Tauschen beschränken lassen. Sonst werden wir keine befreite Gesellschaft erreichen können. Wir werden auch die ökologische Katastrophe nicht vermeiden können. Denn Markt, also Tauschlogik, hat noch weitere gravierende Konsequenzen.

Fangen wir wieder klein an. Um ein Anrecht auf die Banane zu bekommen, muss ich mich verwerfen. Ich könnte also der Person mit den Bananen

anbieten, sie zu massieren. Dann aber muss ich das besser machen, als jede andere Person, die ihr das auch anbieten würde im Tausch für Bananen. Das ist der Grund, warum schon Kinder vor Klausuren nicht schlafen können. Und Erwachsene ebenso. Aus Stress und Leistungsdruck.

Gummibärcheneffekt

War künstliche Knappheit der erste Grund gegen Markt und Tauschlogik, so ist Leistungsdruck der zweite. Doch es geht gleich weiter. So wie Kinder oft nur gerne lernen, bis sie ins Notensystem hineinwachsen, so wird auch die innere Motivation, also Lust etwas zu tun oder Hilfsbereitschaft oder Verantwortungsgefühl durch Geld zerstört. Und zwar praktisch sofort. Dieser als Gummibärcheneffekt bekannte Zusammenhang wurde in vielen Experimenten bestätigt. Denn scheinbar tun die anderen auch nichts ohne Belohnung. Und scheinbar sind die Menschen durch den Austausch von Geld miteinander quitt. Warum dann noch Rücksicht nehmen?

So hatte der Ökonom Uri Gneezy bemerkt, dass im Kindergarten seiner Tochter die Einführung einer Strafbüße für Eltern, die ihr Kind nachmittags zu spät abholten, nicht zu dem gewünschten Ergebnis führte, denn nun kamen mehr als doppelt so viele Eltern zu spät. Das Verantwortungsgefühl, die betreuende Person nicht warten zu lassen, war offenbar hinfällig geworden, da durch Geld scheinbar ersetzbar. Doch nachdem das Bußgeld wieder abgeschafft wurde, blieb es beim Zuspätkommen. Dass es dies nun wieder umsonst gab, erschien den Eltern offenbar lediglich wie ein Spezialangebot.

Doch es bleibt nicht beim Verlust des Verantwortungsgefühls. Der Verwertungsdruck erzeugt strukturellen Hass, wenn wir einander als Konkurrenz begreifen müssen. Im obigen Beispiel: Wenn die andere besser massieren kann als ich und deshalb die Bananen bekommt, die ich brauche, um nicht Not zu leiden, ist das kaum ohne negative Gefühle zu haben. Doch selbst, wenn wir diese nicht spüren, so müssen wir uns doch so verhalten, als würden wir die anderen hassen. Schreiben wir einen Lebenslauf, der zeigt, wie viele Massagepraktika wir schon absolviert haben, so machen wir nichts anderes, als die Lebensläufe aller anderen gegenüber unserem schlechter zu machen. Struktureller Hass ist also der dritte Grund, warum wir mit Markt nie ein schönes Leben haben werden.

Der bereits genannte Gummibäreneffekt berührt auch den vierten: Entfremdung. Zum einen besteht Entfremdung immer dann, wenn wir mit unserer Lebenszeit einen Job machen, hinter dem wir nicht stehen. Aber selbst wenn wir erfolgreich unsere Konkurrent*innen aus dem Weg schlagen und auf diese Weise unser Hobby zum Beruf machen könnten, dann hieße das beispielsweise, jeden Montag morgen im Wald Spazierengehen bis nachmittags und das montags bis freitags und am besten ein Leben lang und immer besser als die anderen, die ebenfalls diesen tollen Job wollen.

Strukturelle Zwänge

Das alles macht Tauschlogik mit uns. Doch gehen wir zurück auf die gesamtwirtschaftliche Ebene: Es heißt, das Gesundheitswesen wird immer teurer. Das stimmt aber nur, weil es immer billiger wird, Industrieprodukte herzustellen. Teurer wird es nur im Vergleich. Die IT-Revolution birgt exponentielles Potential, die Herstellung von Industriegütern zu rationalisieren. Menschen dagegen brauchen Zeit, um groß oder gesund zu werden.

Das schlechte Tauschverhältnis auf dem Markt von diesen reproduktiven gegenüber produktiven Tätigkeiten wird darum die Sorgenden immer schlechter entlohnen als jene, die in der Industrie tätig sind. Darum wurden historisch diese Arbeiten nicht nur fast durchgängig bestimmten Menschengruppen zugeteilt, sondern deren Identitätskategorien als besonders geeignet dafür oft erst konstruiert – um diese unschöne Arbeitsteilung zu legitimieren. War noch bis Mitte des 20. Jahrhunderts von der „Monotonieresistenz der Frauen“

wissenschaftlich die Rede, so macht heute das Bild der „geduligen Polin“ die Runde auf Stehpartys, auf denen über die osteuropäischen Pflegekräfte für die Eltern geplauscht wird.

Zwischen Industrieländern und jenen, die auf Rohstoffe, Tourismus oder Lebensmittel spezialisiert sind, besteht ein ganz ähnlicher Zusammenhang. Auch deren Herstellung lässt sich schlecht rationalisieren. Und wenn doch, so nützt es den Produzierenden wenig. Da Kakao sich nicht besonders von Kakao unterscheidet, besteht starker Konkurrenzdruck, weshalb mehr Kakao im Grunde lediglich zu fallenden Preisen führt. Und selbst, wenn es gelänge und Menschen in der Kakaoproduktion nun mehr verdienen, so würde dieses steigende Einkommen sich vor allem in vermehrtem Kauf von Industriegütern auswirken, und dort die Wirtschaft steigern. So entwickeln sich auch international auseinandergehende Tauschverhältnisse, die nichts mit gleicher Arbeit oder gleichem Leid zu tun haben.

Die strukturelle Benachteiligung von Sorgetätigkeiten und dem Globalen Süden stellen Grund 5 dar, jetzt kommen wir zu 6: dem strukturellen Zwang für Unternehmen zur Ausbeutung. Gemeint ist hier nicht die kapitalistische Mehrwertausbeutung von Lohnarbeitenden – dass diese zu bekämpfen ist, stellt wohl einen gemeinsamen Nenner aller sich als links verstehenden Kräfte dar, auch jener, die am Markt festhalten wollen. Doch auch eine Genossenschaft mit gleichen Löhnen ändert nichts am Preismechanismus, der dazu führt, dass hinter dem (Tausch-)Geschäft im Laden



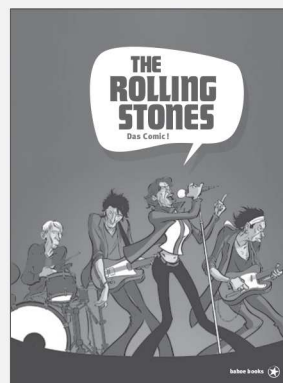
Daniel Wisser

Tausend kleine Traurigkeiten

Politische Kommentare

14 • 21 cm | 242 Seiten
Leineneinband | 19,00 €

bahoebooks.net



Céka (Hrsg.)

The Rolling Stones

Das Comic!

20 • 28 cm | 192 Farbseiten
Hardcover | 25,00 €

Der Paraplu unter den Schirmen.



mit dem lächelnden Verkäufer häufig Produktionsverhältnisse stehen, die großes Leid verursachen. Der Markt basiert darauf, dass unter sonst gleichen Bedingungen die billigere Variante gewinnt und die teurere vom Markt verschwindet. Billiger aber kann sein, wer unbescholten Natur vernutzt, unbemerkt Sorgetätigkeiten mit einverleibt und Arbeit am meisten ausbeutet. Nicht zuletzt darum dreht sich der vielgepriesene Wettbewerb.

Doch wir sind noch nicht durch. Der letzte, 7. und angesichts der Klimakrise vielleicht gravierendste Grund ist: Die Marktlogik zwingt die Wirtschaft zu wachsen. Nehmen wir an, die Personen A und B produzieren unabhängig voneinander jeden Tag einen Stuhl, verkaufen ihn jeweils und können davon leben. Dann schafft sich Person B eine Maschine an, mit der sie doppelt so schnell produzieren kann, also zwei Stühle am Tag. Der Einfachheit halber sagen wir mal, sie kann nun jeden Stuhl für die Hälfte anbieten (z.B. da beide das Holz aus dem Wald holen und die Kosten für das Werkzeug vernachlässigbar sind). Dann kaufen alle nur noch bei Person B. Will Person A nicht pleite gehen, muss sie nachziehen; sie schafft sich also die gleiche Maschine an. Was ist passiert? Beide arbeiten nicht weniger. Beide haben auch nicht mehr Einkommen. Aber die Welt hat nun doppelt so viele Stühle.

Da das ein sehr konstruiertes Beispiel ist, dauert es für eine Verdoppelung aller Güter und Dienstleistungen im wirklichen Wirtschaften bei dem immer noch erstrebten und weltweit vor Corona auch erreichten Wachstum von drei Prozent 23 Jahre. Und, da es sich um exponentielles Wachstum handelt, nur noch weitere 15 Jahre später zur Verdreifachung. Und so immer weiter und immer schneller. Problem: Es gibt kein ‚entkoppeltes‘ Wachstum. Es gibt zwar eine relative Entkopplung von Wachstum und steigendem Ressourcenverbrauch, aber keine absolute. Das ist beispielsweise 2019 ausführlich dargelegt worden in einer Studie vom European Environmental Bureau. Wenn es für Deutschland anderes heißt, dann wegen der Auslagerung von Produktion in ärmere Länder. Selbst der Spiegel-online Kolumnist Christian Stöcker schlug deshalb kürzlich vor, Bundeskanzlerin Angela Merkel möge so wie für die exponentiell ansteigenden Coronakurve doch mal eine Bundespressekonferenz veranstalten, um vor der exponentiell wachsenden Wirtschaft zu warnen.

Viele sich als Marxist*innen verstehende Menschen lassen in ihren Visionen Tauschlogik und damit Markt und Geld unangetastet. Doch wer glaubt, Marx sei es nur um eine Beendigung der Mehrwertausbeutung gegangen, irrt. Lohnerhöhungen waren für ihn „eine bessere Salairierung“, also Entlohnung, „der Sklaven“, und selbst die „Gleichheit der Salaire“ bei Verstaatlichung hieß für ihn lediglich, die gesamte Gesellschaft zum „abstrakten Kapitalisten“ werden zu lassen. Ihm aber ging es um eine Gesellschaft, in der wir in Freiheit füreinander tätig werden können.

Streifzüge TRAFO-Club

Wer regelmäßig was springen lassen will und kann und auch im Printbereich aus dem Vollen schöpfen möchte, die/den bitten wir in den TRA(ns)FO(rmations)club der *Streifzüge*.

Eine Mitgliedschaft kostet 144 Euro pro Jahr, zahlbar auf einmal, vierteljährlich oder monatlich, per Banküberweisung:
IBAN: AT87 6000 0000 9303 8948
BIC: BAWAATWW

- Gratisbezug der *Streifzüge*
- Gratisbestellung von bis zu 10 Exemplaren der aktuellen Ausgabe
- Gratisnachbestellung aller alten Nummern (soweit vorhanden)
- Gratiszustellung ausgewählter Bücher und Broschüren, die von uns herausgegeben werden
- Sonderpreise für diverse Publikationen
- Einladungen zum Transformationsheiligen

Möchte eins aus dem Trafoclub (wieder) ausscheiden: Nichtzahlung reicht, dann verwandelt sich die Trafomitgliedschaft in ein Dreijahresabo.

Stefan Meretz

Warum die Kopplung von Geben und Nehmen aufhören muss

Wir halten Tauschen für eine der natürlichsten Sachen der Welt. Ist es aber nicht. Tauschen koppelt Geben und Nehmen aneinander. Du kriegst nur was, wenn du auch was gibst. In modern: Lege Geld auf den Tisch und du bekommst das Begehrte. Oder umgekehrt: Hier ist mein Geld, jetzt gib es mir. Das ist der Kern dessen, was wir als Marktwirtschaft kennen. Ist doch natürlich, oder? Tausch gibt es doch schon ewig? Geld ist eine tolle Erfindung zur Vereinfachung des Tausches? Markt ist eine Errungenschaft? Und überhaupt: Was soll daran schlimm sein? Schauen wir hin, was wir von Corona lernen können.

Erstens ist die Kopplung von Geben nicht natürlich, sondern sozial gemacht. Nun ist es zwar richtig, dass wir auf gesellschaftlicher Ebene für einen Ausgleich von Produktion („Geben“) und Konsum („Nehmen“) sorgen sollten – aber muss das auch individuell gelten? Und, nur am Rande, es ist ja nicht so, dass die perfekte Geben-Nehmen-Kopplungsgesellschaft, der Kapitalismus, eine Balance hinbekäme. Alle wissen mehr oder weniger, dass der Kapitalismus effizient dabei ist, unsere Zukunft und die unserer Kinder zu zerstören.

Zweitens gibt es den Tausch mitnichten schon ewig. Sicherlich gibt es das Bestreben, das Herbeischaffen von Gütern und das Konsumieren dieser Güter in eine Balance zu bringen, schon so lange wie es Menschen gibt. Eigentlich muss jede Gesellschaft das hinbekommen, siehe oben. Doch getauscht haben die Menschen deswegen noch lange nicht, zumindest nicht in dem harten Sinne wie wir es heute kennen.

Tausch als unbedingte Kopplung – man könnte auch sagen: als wechselseitige Erpressung – ist eine moderne Erfindung. Die gute Nachricht: Auch in unserer harten Tausch-Gesellschaft läuft nicht alles darüber. Man stelle sich vor, wir würden von Babys eine Gegenleistung verlangen, wenn wir sie füttern. Oder unserer betagten Nachbarin Geld dafür abknöpfen, dass wir in Coronazeiten für sie das Rezept in der Apotheke einlösen. Und schließlich springt hierzulande auch der Staat ein, wenn Menschen beim harten Tausch nicht mithalten können.

Corona zeigt uns die Verrücktheit unserer gesellschaftlichen Organisation. Und wie wir uns damit buchstäblich um unsere Existenz bringen.

Drittens ist das moderne Geld nicht als Erfindung zur Vereinfachung des Tausches entstanden. Alle kennen die Geschichten von der Kuh und den Schuhen, die sich nicht gut tauschen lassen. Zur Erleichterung sei das Geld erfunden worden. Auch wenn dieser Mythos vermutlich immer noch gelehrt wird, ist es eben das: ein Mythos. Wie wir heute wissen, ist Geld als Schuld auf die Welt gekommen. Modern gesagt: Geld sind Schulden. Historisch waren Macht und Gewalt im Spiel. Früher wurde den Bauern der Zehnte direkt abgepresst – das waren ihre „Schulden“, weil die Fürsten es ihnen aufdrückten. Heutebürden wir uns die Schulden gleichseitig auf: „Sie schulden mir zehn Euro für das Essen“ wie auch „Sie schulden mir ein Essen für die zehn Euro“.

Viertens ist der Markt zwar eine Errungenschaft, aber nur, wenn man großzügig die koloniale Vorgeschichte und die negativen Schlagseiten aus-

blendet. Das Argument, dass Kolonialismus und Klimazerstörung – um nur diese beiden Beispiele zu nehmen – ja gerade die Unperfektheit des Marktes zeigten, ist ein weiterer Mythos. Denn was heißt „Unperfektheit“? Es ist die unperfekte wechselseitige Erpressung, die der Markt in der Tat perfektioniert. Unter die Räder kommt allerdings, wer im Tausch nicht mithalten kann. Und irgendwer oder irgendwas kommt immer unter die Räder, seien es andere Menschen oder eben das Klima. Markt inkludiert und exkludiert. Er inkludiert die, die im Tausch was zu bieten haben, und exkludiert die, die das nicht können.

Der Tausch-Geld-Markt-Aufwand ist ein riesiger Umweg

So, jetzt zum Punkt. Was zeigt uns Corona? Das Virus zeigt uns, wie die Kopplung von Geben und Nehmen die Kopplung von Gesundheit und Existenzsicherung zerreißt. Die gesundheitliche Sicherung von Leben verlangt, die Wirtschaft runterzufahren, weil wir die physischen Kontakte minimieren müssen. Nur wenn die Ansteckungsrate niedrig ist, kann das Gesundheitssystem die Flut der schweren Erkrankungen bewältigen und Leben retten. Das haben wir in der Pandemie gelernt.

Gleichzeitig geführt genau das die Existenz von Millionen – weltweit gesehen von Milliarden – Menschen, weil sie ihre Geldeinnahmen verlieren. Eben weil die Wirtschaft in vielen Bereichen nicht mehr läuft. Die UNO spricht von drohenden Hungersnöten „biblischen Ausmaßes“ in Ländern des Südens, weil die Menschen sich ihr Essen nicht mehr kaufen können.

Warum ist das so? Die Kopplung von Geben und Nehmen hat noch einen weiteren Seiteneffekt: Sie trennt die Herstellung in den Betrieben (und durch das Heer von Selbstständigen) und die Verteilung, die über den Markt läuft. Die Herstellung hat die Bedürfnisse im Auge, und eigentlich wäre es doch recht einfach, den Bedürftigen, also letztlich allen, das Hergestellte zu geben. Es ist ja da. Doch so geht das nicht, denn es verletzt die Kopplung von Geben und Nehmen.

Also gibt es zusätzlich zum Hergestellten noch etwas, das es eigentlich nicht braucht, um Bedürfnisse zu befriedigen: einen Preis. Den braucht es nämlich, damit das Hergestellte in die Verteilung kommt, sprich: auf dem Tausch-, also Kaufweg erworben werden kann. Dazu brauche ich Geld,

denn ohne Geld kein Tausch. Das Mittel dazu, das Geld, bekomme ich, wenn ich anderen etwas verkaufe, und sei es mich selbst als Arbeitskraft. Was für ein Aufwand, nur weil wir Geben und Nehmen strikt aneinander koppeln! Der ganze Tausch-Geld-Markt-Aufwand ist ein riesiger Umweg. Nur wer erfolgreich verkauft, darf mitmachen und seine Existenz erhalten. Alle anderen müssen auf Wohltäter hoffen, auf den Staat oder milde Gaben. Oder sie verhungern eben.

Wir fahren also zum Schutz des Lebens die Wirtschaft teilweise runter und bedrohen damit die Existenz von Menschen, also am Ende auch das Leben. Leben gegen Leben, und die ersten fangen schon an, in utilitaristischer Manier die Leben gegeneinander aufzurechnen. Können wir das Tauschen nicht einfach sein und uns alle gut leben lassen? Verrückter Gedanke?

Nun, nicht der Gedanke ist verrückt, sondern die Sache, die er ausspricht. Es ist verrückt, dass eigentlich alles da ist, was wir brauchen, wir nur nicht rankommen, weil wir es aus Geldmangel nicht kaufen können. Weil wir ohne Geld aus dem Erpressungsdrama des Tausches rausfallen. Wir haben alles und beginnen uns zu fragen, wen wir zuerst opfern, die Kranken und Schwachen oder die aus der niederliegenden Wirtschaft Herausgefallenen? Dass wir zu dieser Frage gezwungen sind, das ist verrückt.

Der Kern von Ökonomie ist der Tausch

Spiele wir mal kurz durch, was wäre, wenn wir das Tauschen sein ließen, wenn wir aufhörten, uns gegenseitig zu erpressen – und Corona wäre da. Wir würden vermutlich genauso Schutzmaßnahmen ergreifen, wir würden Teile der Produktion stilllegen, würden Hygienemaßnahmen vorsehen. Und wir würden dfr sorgen, dass die lebensrelevanten Bereiche weiterlaufen, die Krankenhäuser wie die Nahrungsmittelherstellung und wichtige Infrastrukturen. Wir könnten Corona ohne die Angst, am Ende vor dem Nichts zu stehen, aussitzen. Nicht schön, weil Vieles nicht mehr geht, aber von der Entscheidung, was nicht mehr geht, hängt die grundsätzliche Existenzsicherung nicht ab. Denn niemand muss mehr einen Umweg gehen, um die lebensrelevanten Dinge zu bekommen.

Das Großartige ist: Das gibt es heute schon. Nicht alles ist in die Kopplung gezwungen, sondern Menschen nehmen sich gerade in der Krise die

Freiheit, nichts zu verlangen. Wir singen vom Balkon und erwarten keine Münzen, wir kaufen für unsere Nachbarin ein und finden das selbstverständlich, wir nähen Schutzmasken und geben sie weiter. Und sind es nicht diese Akte der Menschlichkeit, die unser Herz mit Freude erfüllen? Warum kann das nicht immer so sein? Weil wir nicht frei sind. Sondern weil uns die Kopplung von Geben und Nehmen diktiert, dass wir nicht menschlich, sondern ökonomisch handeln sollen. Und der Kern von Ökonomie ist nun mal der Tausch.

Nun gibt es das Argument, dass die Dinge, die verteilt werden wollen, auch von irgendwem hergestellt werden müssen. Bekämen die Herstellenden kein Geld mehr, würden sie es nicht mehr tun.

Tatsächlich, so funktioniert wechselseitige Erpressung: Fällt sie weg, ließen alle den Hammer, die Nähnaedel und das Kind stehen und liegen. Wirklich? Warum sollten Menschen für etwas, das sinnlos geworden ist – das Geld als Tauschmittel – weiterarbeiten, wenn sie alles Nötige auch ohne Geld bekommen würden? Wenn sie es für den Konsum nicht mehr brauchen, warum sollten sie es in der Produktion haben wollen?

Fällt die Erpressung weg, ist die Frage jedoch: Würden die Menschen das, was wir alle brauchen, freiwillig herstellen? Könnten wir uns vorstellen, dass die Verantwortung, die wir jetzt in Corona-Zeiten verstärkt füreinander empfinden, zum Grundzug unseres Handelns wird? Dass wir nicht nur in Ausnahmezeiten die notwendigen Dinge tun? Ja, dass wir sie sogar gerne tun, weil sie uns gegenseitig zu Gute kommen?

Gewiss, die gesellschaftliche Organisation müsste sich gewaltig ändern. Aber das ist ohnehin nötig, denn wir können auch aus anderen Gründen nicht so weitermachen wie bisher. Würden wir Tausch, Geld und Markt sein lassen, gäbe es eine Reihe von positiven Nebeneffekten. Der Wachstumszwang würde entfallen, weil der Treiber des Geldes weg wäre. Das würde dem Klima gut tun, die Umweltzerstörung reduzieren und die Artenvielfalt bewahren. Wir könnten den Kapitalismus ziehen lassen und uns vom Stress erholen, den er uns schon so lange bereitet.

Neuerscheinungen



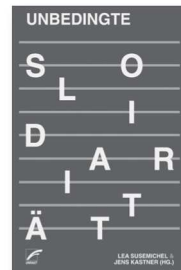
Für eine neue Klassenpolitik in Zeiten zunehmender Prekarisierung

AngryWorkers
Class Power!
Über Produktion und Aufstand
528 Seiten | 24 €



Marxistisch-feministische Analyse der Klassenverhältnisse

Mariarosa Dalla Costa
Frauen und der Umsturz der Gesellschaft
Gesammelte Aufsätze
328 Seiten | 19,80 €



Solidarität ist kein Tauschgeschäft mit Kosten-Nutzen-Abwägung

Lea Susemichel, Jens Kastner (Hg.)
Unbedingte Solidarität
312 Seiten | 19,80 €



Spannender Comic über die Notwendigkeit von Schwarzer Selbstorganisation

Anderson & Walker
Die Black Panther Party
Eine Graphic Novel
184 Seiten | 18 €



Eine Verhältnisbestimmung zweier zentraler Politikkonzepte

Alkin & Geuer (Hg.)
Postkolonialismus und Postmigration
360 Seiten | 18 €



»Decolonize!« – Eine Einführung in Theorie und Diskussion

Jens Kastner
Dekolonialistische Theorie aus Lateinamerika
Einführung und Kritik
208 Seiten | 16 €

Das ganze Programm online unter:
www.unrast-verlag.de

Franz Schandl

Versprechen, Verstellen, Verwechseln

Schräge Nachrichten aus der bürgerlichen Matrix des Tauschs

Tauschen wie *Täuschen* gehen etymologisch zurück auf das mittelhochdeutsche *tuschen* bzw. *tiu-schen*, was meint: „unwahr reden“, „lügnerisch versichern“. In seiner heutigen Bedeutung ist es erstmals im 15. Jahrhundert bezeugt. Tauschen wie Täuschen meint: *Jenes soll für dieses stehen. Dieses soll gleich jenem gelten*. Wenn jenes und dieses verschieden und doch gleich sind, dann sind tauschen und täuschen wirklich eins. Um Sachen tauschen zu können, müssen wir uns in den Dingen täuschen. Es gilt etwas für etwas anderes zu halten. Das Formprinzip des Marktes setzt auf Identität, wo keine ist. Duo cum faciunt idem, non est idem. Tauschen resp. Täuschen beschreibt die Identität des Nichtidentischen. Im Geld kommt das dann in aller Kenntlichkeit zu sich. Alles Nichtidentische ist an diesem identisch. Alles kann in allem, vor allem aber kann alles in und durch Geld ausgedrückt werden. Geld macht alles flüssig. Es ist die Gallerte, in der alle Waren schwimmen.

Jedes Tauschen ist ein Vertauschen. Karl Marx hat diesen Punkt bereits in seinen Ökonomisch-philosophischen Manuskripten angesprochen: „Da das Geld als der existierende und sich betätigende Begriff des Wertes alle Dinge verwechselt, vertauscht, so ist es die allgemeine Verwechslung und Vertauschung aller Dinge, also die verkehrte Welt, die Verwechslung und Vertauschung aller natürlichen und menschlichen Qualitäten.“ (Ökonomisch-philosophische Manuskripte (1844), MEW, Ergänzungsband 1, S. 566.) Um tauschen zu können, täuscht man Gleichheiten vor, die auf stofflicher Ebene blanker Unsinn sind. 4 Tonnen Weizen sind nicht 240 Paar Schuhe oder 19 Computeranlagen. Ihre diskrete Eigenheit wird ihnen im indiskreten Tausch entzogen. In der Abrechnung werden sie auf der Skala des Werts gleichgemacht: „Jede Ware

ist der andren gleich (oder vergleichbar) als Tauschwert (qualitativ: jede repräsentiert nur noch ein quantitatives Plus oder Minus des Tausch-werts).“ So Marx in den *Grundrissen*. (MEW Bd 42, S. 85) Oder Guy Debord: „Die Warenform ist durch und durch die Mitsichselbstgleichheit, die Kategorie des Quantitativen. Das Quantitative ist es, das sie entwickelt, und nur in ihm kann sie sich entwickeln.“ (Die Gesellschaft des Spektakels (1967), Berlin 1996, § 38, S. 32)

Der Gebrauchswert ist hier bloß noch Mittel zum Zweck des Tausch-werts. Jeder Inhalt ist der Form ganz untergeordnet, ja er tritt nicht nur hinter sie zurück, er ist in ihr gefangen, ist ein Momentum dieser Welt. Produkte werden dekonturiert, ent-selbstet: „Was aber in dem Realisieren des Zwecks an sich geschieht, ist, dass die einseitige Subjektivität und der Schein der gegen sie vorhandenen objektiven Selbständigkeit aufgehoben wird. In Ergreifung des Mittels setzt sich der Begriff als das an sich seiende Wesen des Objekts; in dem mechanischen und chemischen Prozesse hat sich die Selbständigkeit des Objekts schon an sich verflüchtigt, und in ihrem Verlaufe unter der Herrschaft des Zwecks hebt sich der Schein jener Selbständigkeit, das Negative gegen den Begriff, auf. Dass aber der ausgeführte Zweck nur als Mittel und Material bestimmt ist, darin ist dies Objekt sogleich schon als ein an sich nichtiges, nur ideelles gesetzt. Hiermit ist auch der Gegensatz von Inhalt und Form verschwunden. Indem der Zweck durch Aufhebung der Formbestimmungen sich mit sich selbst zusammenschließt, ist die Form als identisch mit sich, hiermit als Inhalt gesetzt, so dass der Begriff als die Formtätigkeit nur sich zum Inhalt hat. Es ist also durch diesen Prozess überhaupt das gesetzt, was der Begriff des Zwecks war,

die an sich seiende Einheit des Subjektiven und Objektiven nun als für sich seiend, – die Idee.“ (Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse I (1830), Werke 8, Frankf./Main 1986, S. 366–367)

So weit Hegel im § 212 seiner Enzyklopädie. Und im Zusatz dazu lesen wir: „Die Vollführung des unendlichen Zwecks ist so nur, die Täuschung aufzuheben, als ob er noch nicht vollführt sei. Das Gute, das absolut Gute, vollbringt sich ewig in der Welt, und das Resultat ist, dass es schon an und für sich vollbracht ist und nicht erst auf uns zu warten braucht. Diese Täuschung ist es, in der wir leben, und zugleich ist dieselbe allein das Betätigende, worauf das Interesse in der Welt beruht. Die Idee in ihrem Prozess macht sich selbst jene Täuschung, setzt ein Anderes sich gegenüber, und ihr Tun besteht darin, diese Täuschung aufzuheben. Nur aus diesem Irrtum geht die Wahrheit hervor, und hierin liegt die Versöhnung mit dem Irrtum und mit der Endlichkeit. Das Anderssein oder der Irrtum, als aufgehoben, ist selbst ein notwendiges Moment der Wahrheit, welche nur ist, indem sie sich zu ihrem eigenen Resultat macht.“ (Ebenda, S. 367)

Qualität als Quantität

Tausch bedeutet, dass jede Qualität *als* Quantität zu begreifen, zu beziffern und auf dieser Grundlage auch zu erwerben ist. Jede Rechnung beweist dieses und bürgt dafür. Täglich werden wir damit konfrontiert: Links steht der *Gebrauchswert* (Menge, Titel, Marke), rechts der *Tauschwert*, charakterisiert durch eine Zahl mit Komma, die den genauen Preis ausweist. Rechts unten sind die einzelnen Posten dann zusammengezählt. Die Rede ist vom Kassenbon. Die entsprechende Summe ist jedenfalls zu entäußern, um in den Besitz der Lebensmittel zu gelangen. Die Rechnung ist nicht bloß eine Bestätigung, sie ist ein Zeugnis, das dem Käufer Rechenschaft über seinen Einkauf gibt, wodurch er die finanzielle Zweckmäßigkeit seines Tauschhandels überprüfen kann. Jede Rechnung ist eine Abstraktionsleistung. Das heißt: ich abstrahiere vom konkreten Objekt (Qualität) und beziehe mich auf den Tauschwert oder Preis (Quantität), der jenen Gebrauchswert ausdrücken soll. Jede besondere Qualität stellt sich dar als eine spezifische Quantität desselben. Diese Abstraktifizierung, die haben wir intus. Wir sind berechnende Wesen.

Berechnende Wesen sind wir, weil wir Käufer und Verkäufer der Waren sind. Durch den Tausch wird

jedes Gut *indiskret*. Um sich zu verkaufen, ist Indiskretion nicht nur erlaubt, sondern geboten. Das Interesse ist stets ein Geschäftsinteresse, die Ware muss sich im Verkauf realisieren, denn nur so kann sie sich verwerten. Was sie als Gebrauchswert ist, was sie kann, das ist alles sekundär, vorrangig geht es um den Deal, der abgeschlossen werden soll. Die Ware muss sich herrichten, präsentieren nicht als das, was sie ist, sondern als das, was gekauft werden soll. Ein nicht kommodifiziertes Produkt würde in seiner Verteilung ganz anderen Kriterien gehorchen: Seine Stärken und Schwächen (soweit bekannt) benennen, keine falschen Hoffnungen erwecken, nicht mit irgendeinem Preis locken und keineswegs durch irgendeinen Kniff sich aufdrängen. Nicht die Zahl des Absatzes triebe die Produzenten und Händler, sondern ausschließlich der bekömmliche Konsum der zu versorgenden Menschen. Es ginge um Wohl und Wirkung, nicht um Verkaufszahlen. *Sich anzubieten, würde sich verbieten*. Solch ein Gut würde sich nicht in Reklame versetzen, sondern lediglich über sich Auskunft geben. Es stünde auch nicht gleich einer Ware unter dem permanenten Druck der Entäußerung. Kein Diktat des Absatzes würde es beeinträchtigen. Wo es kein Geschäft zu erledigen gibt, folgt auch kein kommerzieller Ausschluss.

Tausch als Täuschung beherbergt unterschiedliche Aspekte. Einmal meint die Gleichsetzung, wie beschrieben, Täuschung durch die Abstraktion im Tausch. Ein andermal meint sie aber auch die Vortäuschung eines bestimmten Gebrauchswertes durch leibhaftige Werbung. „Der Gebrauchswert, der im Tauschwert implizit mit inbegriffen war, muss jetzt in der verkehrten Realität des Spektakels explizit verkündet werden, und zwar gerade weil seine Wirklichkeit durch die überentwickelte Warenwirtschaft zersetzt wird und weil eine Pseudorechtfertigung zum falschen Leben nötig wird“, schreibt Guy Debord. (Die Gesellschaft des Spektakels (1967), § 48, S. 39) Täuschung ist also das, was die Ware prägt. Das profane Ding ist voll phantastischer Mucken: „Jeder sieht, was du scheinst, und nur wenige fühlen, was du bist.“ (Niccolò Machiavelli, Der Fürst (1532), XVIII. Kapitel, Stuttgart 1978, S. 74) Wir selbst, die Monaden des Markts, sind „geborene“ Täuscher. Was wir loswerden und anbringen wollen, wollen wir möglichst teuer bewerten, was wir kriegen und übernehmen wollen, wollen wir möglichst billig erstehen. „Ich weiß, sie nennen den Esel ein Pferd, wenn sie ihn verkaufen, und das Pferd einen Esel, wenn sie es einkaufen wollen“, heißt es in Brechts

„Leben des Galilei“. (Bertolt Brecht, Leben des Galilei (1938/39), Gesammelte Werke 3, Frankfurt am Main 1967, S. 1256) Bürgerliches Leben könnte man beschreiben als die Matrix der Tauscher im Tausch. Diese Wesensart ist uns zweite Haut, erscheint uns biologisch vorgegeben, nicht gesellschaftlich gemacht. Wir sind so. Wir können nicht anders.

Vorstellen als Verstellen

Objektiv realisiert sich der Wert durch die Konkurrenz, subjektiv jedoch versuchen wir an seinen Schranken je nach Position nach oben oder unten zu lizitieren. Beim Feilschen geht es stets darum, wer besser blufft, also täuscht. Beim Aushandeln von Preisen geben wir zu, dass diese nicht fix sind, sondern letztlich erst im Prozess fixiert werden und auch dann nur einen kurzen Moment gelten. Als Agenten der Zirkulation setzen die Marktteilnehmer ihr vermeintliches Gewicht ein, um für sich günstige Preise zu erzielen. Alle wollen diesbezüglich das Gleiche, aber *gegeneinander*. Ab einer abnormen Abweichung des Preises vom angenommenen Wert gerät jeder überzogene Betrag in den Verdacht des Betrugs. Mit dem Preis verbunden ist immer auch eine gewisse Preisgerechtigkeit, die gar nicht zu Unrecht mit dem Wert assoziiert wird. Das entsprechend frequentierte Adjektiv lautet „preiswert“.

Der Tauschwert prägt das Wesen der Tauscher als Tauscher: Billig kaufen, teuer verkaufen!

Eine Aussage über das Produkt und seine Eigenschaften wäre zu wenig. Es geht nicht bloß um das Sprechen, es geht um *das Versprechen*, um Animation und Indiskretion, das sind die jeweiligen Aufgaben und Merkmale. Die robuste Wahrheit lautet: *Ware trägt Reklame in sich*. Waren müssen PR-mäßig ausgerüstet sein und aufgerüstet werden. Der Verkauf folgt einer komplexen Strategie. Zumindest solange es sich bei den Käufern um Konsumenten handelt, nicht um Händler oder Fabrikanten. Der Verkauf erfordert entwickelte psychologische Geschicke. Produktwerbung ist wichtiger als Produktentwicklung oder Produktqualität. Interessanter als die Werbeprospekte wäre allemal die Veröffentlichung der Werbekonzepte. In der offenen Gesellschaft hat alles transparent zu werden, außer das Betriebssystem selbst. Dieses bleibt opak. Am freien Markt regiert das Betriebsgeheimnis.

Was für jeden Gegenstand gilt, gilt erst recht für den Hauptgegenstand, den Menschen. Wie den Objekten, ergeht es auch den Subjekten. Das bürgerliche Exemplar steht unter dem elementaren Zwang, sich in Wert zu setzen, (sich) zu verkaufen, um kaufen zu können. Das bedingt natürlich unzählige und aufdringliche Spielarten der charakterlichen Maskierung, sei es Bluff oder Fassade, Mode oder Marke. Anbieten, Anpreisen, Anmachen sind bürgerliche Formen der *Selbstverstellung*. Täuschung als Modus der Vermarktung meint Täuschung auf Ebene des Tauschs. Besonders zynisch und demütigend geht es zu beim Verkauf der Ware Arbeitskraft. Die Frage „Wie stelle ich mich richtig vor?“ gibt zu, dass das *Vorstellen* ein *Verstellen* bedingt. Das Verstellen, die obligate wie adäquate Maskierung, ist also eine notwendige, unhinterfragte und automatisierte Gedankenleistung des (sich) tauschenden Subjekts.

Der Tauschwert prägt das Wesen der Tauscher als Tauscher: Billig kaufen, teuer verkaufen! Das ökonomische Gebot erstreckt sich auf alle Lebensbereiche. Täuschung im Kapitalismus ist objektiver Zwang, nicht subjektives Manko. Maske ist (Vor-)Täuschung durch Rolle. Das erfassen wir auch, sind also keine Betrogenen. Uns wird nicht nur übel mitgespielt, wir sind die üblen Spieler. Masken wissen von der Täuschung und auch von der Rolle, erkennen aber deren Bedeutung nicht, obwohl sie deren Handhabung verstehen. Die Differenz zwischen Wissen und Erkennen ist für Charaktermasken konstitutiv. Masken tauschen sich aus, ihre Exponenten verkehren als Kommunikatoren dieser. Als Masken sind sie sich täuschend ähnlich, ja fast gleich. Maskiert erfüllen sie die Pflicht an der Position, die die folgsamen und hörigen Subjekte mit sich, d.h. ihrem Menschsein verwechseln. Der Tausch ist allgegenwärtig. Er ist nicht nur ein ökonomisches Prinzip, er ist die Form unserer Begegnung und unseres Umgangs. Zweifellos, wir tauschen uns aus. Wenn wir uns treffen, sind wir austauschfähig und somit austauschbar. Wir sind nicht mehr dieselben, wenn wir den anderen gegenüber treten, aber die Rollen, die wir dann spielen, die spielen wir bis zum Ende. Wenn auch nicht immer überzeugend, so doch überzeugt.

Robert Musil schreibt: „Denn man lügt heute weniger aus Schwäche als aus Überzeugung, dass ein Mann, der das Leben meistert, lügen können muss.“ (Der Mann ohne Eigenschaften I (1930), Reinbek bei Hamburg 1987, S. 594) Dieses Lügenkönnen-Müssen ist zweifellos eine Bedingung, die

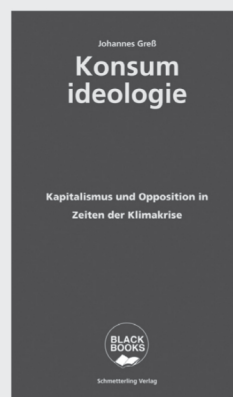
bürgerliche Existenz zu meistern, stets geht es darum, Eindrücke dieser Fassung auszutauschen. Es geht um die Schaustellung. „Jede Ware ist nämlich, sofern sie ausgestellt ist und sich anbietet – und nur also solche, nur als Angebot ist sie Ware – bereits *ihre eigene Beurteilung; und zwar ihr Eigenlob*.“ (Günther Anders, *Die Antiquiertheit des Menschen I* (1956), München 1987, S. 162) Eigenlob stinkt, sagt der Volksmund. Doch gerade diese Selbstbeweihräucherung ist das Um und Auf des Geschäftsvorganges. Die Ware ist zweifellos indiscret, *ein verlogenes Ding*. Sie will einen Preis erzielen und veräußert werden. Diese Verlogenheit haben ihre Besitzer, die Warenhüter, zu gewährleisten. Eine ganze Reklameindustrie ist daher entstanden, sie produziert nichts anderes als die fälligen Beeindruckungen, die in einen Kaufvorgang münden sollen. Alles gilt es zu unternehmen, um Geschäfte in Gang und zum Abschluss zu bringen.

Hörige Schöpfer

Immanuel Kants diesbezügliche Rechtfertigung liest sich auch heute noch mit großem Interesse. In Umschweifen schreibt er: „Die Menschen sind insgesamt, je zivilisierter, desto mehr Schauspieler: sie nehmen den Schein der Zuneigung, der Achtung vor anderen, der Sittsamkeit, der Uneigennützigkeit an, ohne irgendjemand dadurch zu betrügen; weil ein jeder andere, dass es hiemit eben nicht herzlich gemeint sei, dabei einverstanden ist, und es ist auch sehr gut, dass es in der Welt so zugeht. Denn dadurch, dass Menschen diese Rolle spielen, werden zuletzt die Tugenden, deren Schein sie eine geraume Zeit hindurch nur gekünstelt haben, nach und nach wirklich erweckt, und gehen in die Gesinnung über. – Aber den Betrüger in uns selbst, die Neigung zu betrügen, ist wiederum Rückkehr zum Gehorsam unter das Gesetz der Tugend, und nicht Betrug, sondern schuldlose Täuschung unserer selbst.“ (Immanuel Kant, *Anthropologie in pragmatischer Absicht* (1798), Werkausgabe, Band XII, Frankf./Main 1991, S. 442 f.) Die Vertrautheit der Normalität, die Kant hier preist, hat es in sich. Ihr Zustandekommen hat was von Heim- und Hintertücke. Herzlich ist da wahrlich wirklich nichts. Übersetzt man dieses Erziehungsmodell grauer Pädagogik in einfaches Deutsch, heißt das: Der wechselseitige Betrug unseres Lebens ist eine schuldlose Täuschung, geradewegs unseren Tugenden entsprechend. Das ist auch gut so, daher haben wir Einverständnis zu garantieren, ja Gehorsam zu leisten. – Genauso hat die Regie unsere Rolle auch angelegt. Es handelt sich zweifellos um eine Affirmation gebrochener Integrität.

Die Lenkung dieser Gesellschaft erfolgt implizit durch objektive Bewegungsgesetze des Kapitals, die Ablenkung hingegen ist explizite Aufgabe der Kulturindustrie. Das Personal ist stets nachrangig. Es versucht die Form zu nutzen, ihr entsprechend zu agieren. Dafür empfängt es Lohn und erheischt Status. Ablenkung darf nicht als Manipulation aufgefasst werden. Manipulation hieße ja, dass die Leute eigentlich etwas anderes möchten. Das aber wäre unter gegebenen Umständen eine verwegene Unterstellung. Werbung wirkt nicht, weil die Leute getäuscht werden sollen, sondern weil sie getäuscht werden wollen. Sie sind dieser Imagination regelrecht verfallen, ihr reflexiv nicht gewachsen. Sie erfüllen die Gebote nicht deswegen, weil sie diese als richtig erachten, sondern weil sie beeindruckt sind. Es ist keine Frage der Entscheidung, sondern eine des Vollzugs. Synthese geht vor Analyse. Je schwächer die Reflexion, desto bestimmter die Handlung. Täuschung ist um vieles stärker als Enttäuschung. Zehrt die Täuschung von der fiktionalen Potenz der Träger, so offenbart die Enttäuschung eine faktische Impotenz derselben. Enttäuschung bezeugt Verlust und Verlorenheit. Wer will solche Wirklichkeiten schon wahrhaben? Die Frage, ob man lieber getäuscht oder enttäuscht werden will, erledigt sich praktisch von selbst.

>>



Johannes Greß
Konsumideologie
 Kapitalismus und Opposition in Zeiten der Klimakrise
 Reihe BLACK BOOKS, 168 Seiten,
 16,80 EUR, ISBN 978-3-89657-037-6

Anknüpfend an Herbert Marcuse entwirft Johannes Greß, Politikwissenschaftler und leitender Redakteur der Zeitschrift «politix», eine neue Perspektive auf die ideologische Funktion von Konsum im Kontext einer sich radikalierenden ökologischen Krise.

Handlungsanleitend ist dabei Marcuses These, wonach Konsum als die Ideologie zur Integra-

tion der (oppositionellen) Massen ins kapitalistische System fungiert. Ergänzt um die ideologietheoretischen Überlegungen von Ernesto Laclau und Slavoj Žižek soll so ein Verständnis von Konsumideologie als Ergebnis einer «Politik der jouissance» entwickelt werden – welcher es den emanzipatorischen Entwurf einer «demokratischen Politik der jouissance» entgegenzustellen gilt.


www.schmetterling-verlag.de

Die Ware mag auch Ding und Sache, Gegenstand und Gut sein –, reduziert man sie darauf, verkennt man den Charakter des spezifischen Produktes aber völlig. Es geht nicht um Besorgen und Versorgen, es geht ums Umsetzen, ums Kaufen und Verkaufen, die Zirkulation ist da die Retorte der gesamten bürgerlichen Gesellschaft. In den Marktspielen muss die Ware fraglos als Attraktion erscheinen, nicht einfach als krude Sache, sie muss beworben und bespielt, also *arrangiert* werden. Sie muss sich verkünden als unmittelbare Gelegenheit, offenbaren als außergewöhnliches Offert. Stets lockt sie, vornehmlich durch Bilder, die sie von sich zeichnet und durch Signale, die sie sendet. „Insofern sie Imagination, Wünsche, Sensibilität, kurz Subjektivität anregt, gehört Werbung zum künstlerischen Schöpfen. Es handelt sich aber um höriges Schöpfen im Dienste der Ware.“ (André Gorz, Wissen, Wert und Kapital. Zur Kritik der Wissensökonomie, Zürich 2003, S. 56) Die Ware tritt uns gegenüber als eine Erscheinung, sie ist ein konzentriertes gesellschaftliches Verhältnis, das sich uns nicht bloß zeigt, sondern regelrecht aufdrängt. Sie will nicht einfach zu uns, sie will was *von* uns. Nur dann können wir sie haben. Transparenz ist nicht erforderlich, Stringenz reicht. Es gibt kaum einen dümmere Satz als den, dass eine Werbung nicht interessiert. Als wäre das eine Frage des Willens. Wir interessieren sie auf jeden Fall, und das wirkt.

Gebrauchswertversprechen

Ein Rasenmäher muss den Rasen mähen können, eine Motorsäge muss Holz schneiden können. Was banal klingt, ist aber keineswegs immer der Fall. Waren werden mitunter schlechter. Die Gefahr, dass man absoluten Ramsch erwirbt, ist stets gegeben. Eventuell treten neue Werkzeuge und Maschinen als mangelhafte Geräte schon in die Welt. Ihre Fehler sind Geburtsfehler. Oft sind solche Erzeugnisse bereits nach den ersten Handhabungen nicht oder kaum noch zu gebrauchen. Altersschwäche ist Zeichen ihrer Jugend. Sie haben keine Zukunft und sie machen keine Freude. Waren werden zusehends vulnerabel. Ihre Fragilität bringt einen nicht selten zum Verzweifeln. Sie halten nicht, was sie versprechen. Tausch, Täuschung und Enttäuschung liegen auch hier eng beieinander.

Jeder Tausch birgt Täuschungen. Vorstellung und Resultat können nie ganz übereinstimmen. Die aktuelle These ist nun aber die, dass Erwartung und Qualität immer deutlicher voneinander abweichen. Systemische Mängel werden durch die Kulturindustrie ausgeglichen und weggezaubert. Wir haben partout zu glauben, was ganz einfach nicht mehr glaubhaft ist. Gebrauchswerte müssen nicht unbedingt funktional sein, sie müssen aber eine bestimmte Funktionalität suggerieren. Daher blüht auch die allseitige Simulation. Die Haltbar-

Jahrbuch für marxistische Gesellschaftstheorie

#1: STAATSKRITIK
MARXISTISCHES DENKEN

mandelbaum kritik & utopie

Redaktionskollektiv des "Jahrbuch für marxistische Gesellschaftstheorie" (Hg.)

Das neu gegründete Jahrbuch für marxistische Gesellschaftstheorie versteht sich als Reaktion auf und als Alternative zur akademistischen Entwicklung im Wissenschaftsbetrieb. Es positioniert sich aber auch in Abhebung von marxologischen Publikationsprojekten: Das Marxsche Denken soll nicht philologisch rekonstruiert werden, sondern den Hintergrund einer Reflexion gesellschaftlicher Entwicklungen bilden. Dieses Denken zum Fundament zu erklären bedeutet, es zum Ausgangspunkt einer Reflexion auf die gesellschaftliche Wirklichkeit sowie der Analyse und Kritik theoretischer Positionen zu nehmen.

Schwerpunkte der ersten Ausgabe sind »Staatskritik« und »Marxistisches Denken«. Neben dem Schwerpunkt gehen die Beiträge Nietzsche und dem Linksnietzscheanismus nach, kritisieren neoliberale Arbeitsutopien, untersuchen den Zusammenhang von Monopol, Medien und Ideologie oder spüren der »Drachensaat des Hegelianismus« nach.

Mit Beiträgen u. a. von René Bohnstingl, Slave Cubela, Gerhard Hanloser, Michael Hirsch, Jens Kastner, Andreas Kranebitter, Linda Lilith Obermayr, Jan Rehmann, Karl Reitter und Annette Schlemm.

keit der Produkte (oder bestimmter Details) muss tendenziell abnehmen, will die Verwertung nicht leerlaufen. *Haltbarkeit* ist eine ernsthafte Gegnerin der Wertrealisierung. Waren entwickeln sich primär nicht anhand technischer Kriterien, sondern entlang der Verwertungsschiene. Produkte stehen keineswegs auf der Höhe ihrer Möglichkeiten, sondern lediglich auf der Höhe ihrer Profite. Da der Wert des einzelnen Produkts tendenziell abnimmt, muss auch der Gebrauchswert einen schleißigeren Charakter aufweisen, will er diesen Fall bremsen.

„Serienprodukte sind zum Sterben geboren“, sagt Günther Anders, ihr „Fälligkeitstermin“ wird gleich mitgeliefert. (Die Antiquiertheit des Menschen. Band II: Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution, München 1980, S. 38) Man denke etwa an die exemplarischen Erfahrungen im Bereich der vor dreißig Jahren noch aufsteigenden, heute schon als Auslaufmodell fungierenden CD und CD-Player. Vieles, was diese Technologie versprochen hatte, hat sich nicht erfüllt: CDs hüpfen, kratzen und hängen gleich den alten Schallplatten, CD-Hüllen sind nach einigen Jahren bereits Sondermüll, und auch die CD-Geräte selbst haben eine äußerst bescheidene Lebensdauer. Kinderfest sind sie sowieso nicht. Schnell geht etwas kaputt. Moderne Produkte werden auf ihr Ablaufdatum hin produziert. Man ärgert sich, aber man kauft nach, um sich in den Konventionen zu bewegen. Neuanschaffung ist billiger als Reparatur. Obsoleszenz wird und ist obligat, da mögen auch die gegenteiligen Beteuerungen in puncto Nachhaltigkeit noch so boomen.

Gebrauchswerte, die halten, hält die Marktwirtschaft nicht aus. Sie negieren den Absatz zukünftiger Waren. Was nun aber nicht bedeutet, dass das Gebrauchswertversprechen überhaupt reine Illusion wäre. Keineswegs. Geräte verunglücken nicht an der Technik, sondern am Wert. Sie dürfen und sie sollen nicht, was sie könnten. Man kann daher auch nicht schlichtweg diese oder jene Apparaturen verdammen, man muss aber jede Hardware und Software, deren Verwertung und Verwendung einer radikalen Untersuchung unterziehen, vor allem ob der gesellschaftlichen Bezüge, in denen sie sich bewegen, zu Gebrauch und Nutzung, insbesondere zu Verbrauch und Vernutzung zwingen. Es ist geradezu der Schein der Möglichkeit, der die Kunden nicht zu Unrecht beeindruckt, doch dieser Aspekt hält der Realität nicht stand, die mit ihm anderes anstellt als versprochen.

Der Kapitalismus stellt Produkte nicht nur falsch her, er stellt auch falsche Produkte her. Seine Potenz ist zerstörerisch, sie verbraucht Arbeit, die man nicht brauchen würde, und sie zeitigt Schäden und Folgen, die man nicht hätte.

Was sein soll? Grosso modo soll Produzieren und Akquirieren flott erfolgen, wenig mühselig und aufwendig sein, andererseits sollen die Produkte beständig sein. Aus einer komplizierten Zirkulation soll wieder eine einfache Distribution werden. Produktionszeiten sind zu verkürzen, Konsumtionszeiten zu verlängern! Es ist auch das ökologische Gebot der Stunde: *Alles, was wir haben, soll sich langsamer verbrauchen*. Das ist freilich ein völlig wirtschaftsfeindliches Credo. Gegenwärtig haben wir die umgekehrte Situation: Je qualifizierter ein Produkt sein könnte, desto mehr disqualifiziert es sich für den und auf dem Markt. Wer braucht schon Tonträger und Abspielgeräte, Glühbirnen und Strümpfe, die halten? Die Wirtschaft doch nicht, die kann sich derlei nicht leisten. Es würde sie ruinieren. Produkte, die nicht umzubringen sind, müssen regelrecht umgebracht werden, da sie ansonsten die Profite ganzer Branchen unterminieren. Der Kapitalismus stellt also Produkte nicht nur falsch her, er stellt auch falsche Produkte her. Seine Potenz ist zerstörerisch, sie verbraucht Arbeit, die man nicht brauchen würde, und sie zeitigt Schäden und Folgen, die man nicht hätte. „Geschäftlich gesehen ist mithin das technische Manko des Veraltetseins, das heute jedem angebotenen und erworbenen Produkt anhängt, kein Manko, sondern, da es ja sogar die Lebensbedingungen der Industrie darstellt, eine Tugend“, so Günther Anders in seiner Rede über die drei Weltkriege 1964 (in: ders., Hiroshima ist überall, München 1982, S. 375).

IMMATERIAL WORLD

Es ist gar nicht so einfach, eine scheinbar klare Sache wie den Tausch zu bestimmen. Franz Schandl hat vor 23 Jahren einen Entwurf einer Metakritik des Tauschs veröffentlicht, dem eigentlich ein weiterer, systematisch ausgearbeiteter Text folgen sollte. Dazu kam es nie, doch wie beim Handwerkeln, gilt auch hier: Provisorien halten am längsten. So wird beim Wikipedia-Artikel zum Lemma Tausch auf diesen Aufsatz verwiesen – neben Sohn-Rethels Warenform und Denkform, nicht die schlechteste Nachbarschaft. Mit der folgenden Sortierung möchte ich vorschlagen, die Kategorien doch etwas anders zu fassen, als dies in der Metakritik geschah (alle folgenden Zitate daraus).

In gut ontologiekritischer Sicht wird zunächst der überhistorische Charakter des Tauschs, wonach dieser „als natürlicher Trieb und als soziale Bestimmung des Menschen“ gelte, bestritten. Doch wie könnte eine positive Bestimmung aussehen?

Zunächst: „Der Tausch ist eine Transaktion, aber nicht jede Transaktion ist ein Tausch“. Diese Transaktionen könnten eingeteilt werden in ein- oder beidseitige Gaben und eben den Tausch. Denn: „Ein einfaches Hin und Her ohne verbindliche Form ist ... noch kein Tausch. Die wechselseitige Hingabe von Gütern wird erst dann zu einem solchen, wenn diese als äquivalente Arbeitsprodukte auftreten. (...) Die Transaktion von Gegenständen wird erst zum Tausch, wenn diese ... verglichen und gleichgesetzt werden, also noch nicht ab dem Moment, wo die Gabe die Gegengabe verlangt.“

An dieser Stelle wird das Kriterium der Kopplung der Transaktionsbestandteile – die Gabe verlangt die Gegengabe – eingeführt, dann jedoch für nicht ausreichend erklärt. Formvollendeter Tausch liege erst vor, wenn Arbeitsprodukte äquivalent die Hände wechseln. Ein äquivalenter Tausch jedoch, so ist einzuwenden, ist erst möglich, wenn sich Warenproduktion und Warentausch gesellschaftlich verallgemeinert haben, und das ist erst im Kapitalismus der Fall.

Damit wird logisch wie historisch jener Schritt übersprungen, bei dem das Nehmen das Geben voraussetzt, also gekoppelt ist, aber noch nicht äquivalent erfolgt. Eine Kopplung kann auf verschiedene Weise organisiert werden, und es muss kein Geld im Spiel sein. So kann die moralische Erwartung Geschenke – sofort oder zeitlich versetzt – mit Gegengeschenken zu beantworten, soziale Verbindungen herstellen oder befestigen, was auch Marcel Mauss anschaulich beschrieb. Diesen Schritt zu überspringen, bedeutet Tausch mit Warentausch gleichzusetzen. So kommt es zum voreiligen Schluss: „Tausch meint, dass sich das eine im anderen auszudrücken hat“. Doch Kopplung bedeutet noch nicht eine wie auch immer realisierte Form der Gleichsetzung, sondern, dass „nur jemand zu erhalten hat, der auch etwas abzugeben hat. Tausch setzt Tauschbares voraus“.

contraste
zeitung für selbstorganisation
451 39. JAHRGANG APRIL 2022 4'50 EUR



SCHWERPUNKT
Das
Gute
Leben
für Alle

www.contraste.org

Stefan Meretz

Sortierungen zum Tausch

In der Metakritik wird der Tausch implizit als gesellschaftliche Form angenommen. Das ist er jedoch nur dann, wenn er gleichzeitig auch Warentausch ist. Ist Tausch kein Warentausch, geht es also nur um die qualitative und nicht um die quantitative Kopplung von Geben und Nehmen, dann kann er auch auf Ebenen unterhalb der gesellschaftlichen Kooperation auftreten. Nur dann ist es überhaupt sinnvoll, bei interpersonalen Transaktionen zu fragen, ob es sich um Tausch handelt, ob also ein „einfaches Hin und Her“ einer Kopplung unterliegt oder nicht.

Warentausch als gesellschaftlich-allgemeine Form ist wertgerechter, äquivalenter Tausch, also sowohl qualitativ wie quantitativ gekoppelte Transaktion des Gebens und Nehmens – eben Verkauf und Kauf. Auch ein interpersonaler Warentausch als einzelne Kauf-Verkauf-Transaktion ist immer in die allgemeine Form eingebettet. Zwar kann eine Seite über den Tisch gezogen werden, doch ein Über-den-Tisch-ziehen als ungleichwertiger Tausch bezieht sich stets auf ein gesellschaftliches Äquivalent, von dem abgewichen werden kann.

Mit dem Kriterium der Kopplung ist es möglich, drei Ebenen auseinanderzuhalten und dadurch Handlungsmöglichkeiten sichtbar zu machen. Auf der individuellen Ebene kann ich dem Kopplungszwang des Tausches entkommen, wenn ich aus anderen Quellen meine Existenz sichern kann. So muss ich als im Kapitalismus genug Geld auf der hohen Kante haben, will ich mein Leben nicht als Almosenempfänger:in fristen. Für die große Masse der Menschen bedeutet der Kopplungszwang, die eigene Arbeitskraft verkaufen zu müssen, also gegen Geld einzutauschen, um am gesellschaftlichen Reichtum teilhaben zu können. Kurz: Tauschlogik führt zum Lohnarbeitszwang.

Eine Möglichkeit diesem Zwang zu entkommen oder ihn abzumildern besteht auf der kollektiven Ebene. Das gesellschaftlich nahegelegte Modell

hierfür ist die Familie, in der wir gegenseitig füreinander aufkommen und jene versorgen, die noch nicht oder nicht mehr Geld einbringen können. Wahlkollektive können diesen Rahmen erweitern, und je mehr Personen einbezogen sind, desto größer die Entlastung für Einzelne. Das kann bis zu einigen Hundert Personen gehen, wenn wir an lokale Commons-Projekte denken oder gar Millionen, wenn wir die Wikipedia einbeziehen. Für all diese Gruppen gilt: Zwar muss die Kopplung auf der kollektiven Ebene realisiert werden, auf der individuellen dafür nicht mehr. Das Budget muss stimmen, der Zwang bleibt, aber er verteilt sich auf viele Personen und entlastet die Einzelnen.

Auf der gesellschaftlichen Ebene gibt es in neuer Größenordnung die Möglichkeit, sowohl Individuen wie Kollektive vom Kopplungszwang zu entlasten – prinzipiell, also genauer gesagt im Commonismus: „Es wird gegeben und genommen werden. Aber es soll nicht genommen werden, weil gegeben wird und umgekehrt. Geben und Nehmen sind aus ihrer gegenseitigen Aneinanderkettung zu befreien“.

Damit ist das Entlastungsende erreicht, denn jenseits der Weltgesellschaft gibt es kein Außen mehr. Der Zwang zur Kopplung von Nehmen und Geben besteht hier unhintergebar. Das wiederum schert den Kapitalismus keineswegs, verfeuert er doch nahezu ungebremsst die Zukunft. Kapitalismus und Commonismus verhalten sich also geradezu gegenläufig: Ist der Kapitalismus auf der individuellen und kollektiven Ebene gnadenlos bei der Durchsetzung der – äquivalenten – Kopplung von Geben und Nehmen, so schafft der Commonismus gerade hier Entlastung. Umgekehrt sorgt der Commonismus viel eher für die Einhaltung der planetaren Grenzen, während die Systemlogik des unbedingten Wachstums den Kapitalismus über jede Grenze treibt.

Franz Schandl

Das Peepen von Preisen

Entwürfe zu einer Theorie des Sonderangebots



Waren haben nicht bloß mit *einem* Preis angeschrieben zu werden, sondern mit deren *zwei*. Der Preis offenbart sich nicht nur durch eine dezidierte Angabe, sondern noch entschiedener durch einen Vergleich mit sich selbst, indem er auf Ursprung *und* Berichtigung verweist. Durch diese augenscheinliche Korrektur werden Waren *billiger* angepriesen als ehemals. Der Komparativ drückt dabei stets nach unten, das gilt übrigens auch für die Mengenrabatte, die ebenfalls eine Variante des Sonderangebots darstellen. Es geht darum, günstiger zu kaufen, als die Konvention es gestatten würde. Als programmierte Warenmonaden spüren und fühlen wir diesen Unterschied. Die Differenz der doppelten Bepreisung affiziert uns. Wir sind regelrecht ausgeliefert. Dass man hier auf eine obligate Marketingmasche reinfällt, will den Bürgern nicht kommen, obwohl sie es wissen. Ihr Wissen ist irrelevant gegenüber ihren Zugriffen. Der Vergleich macht sie sicher. Punkto Preis reagieren sie wie Schildbürger auf Schilder.

Nicht mehr die endgültige Taxe ist ausschlaggebend dafür, diese oder jene Ware zu erstehen, es ist die etikettierte Differenz zwischen Ausgangspreis und Endpreis. Je eklatanter die Lücke, desto entschiedener das Verlangen. Minus 30, minus 50, minus 70 Prozent! The special offer erregt unser Interesse und reizt unser Verlangen. In den realen und virtuellen Geschäften fällt der Blick vorrangig auf reduzierte Waren, sie werden auch schon so präsentiert, dass wir ihnen gar nicht entgehen können. Der eliminierte Normpreis wirkt wie ein Eye-Catcher. Wir beurteilen dann die entsprechende Ware an ihrer Preisabweichung. „Sale“, schreit das Schild.

Der Preis, den eins zu zahlen hat, die Begleichung einer Schuld, korrespondiert mit einem Verlust an Tauschwert. Dieser geht mit der Konsumtion von Produkt oder Leistung verloren. Doch die Differenz der Preise, die *Reduktion*, erscheint dem Käufer geradezu kontrafaktisch als *Gewinn*. Er verliert

nicht Geld, das er zu zahlen hat, sondern er gewinnt Geld, weil er nicht den Listenpreis entrichtet. Der Preisvergleich suggeriert, dass dies akkurat ein günstiges Offert ist, das man unmittelbar gar nicht ausschlagen kann. Jener ermächtigt und drängt zur Transaktion. Zwar ist die unmittelbare Motivation, einkaufen zu gehen, vom Bedürfnis nach bestimmten Lebensmitteln geprägt, doch die faktischen Einkäufe weichen meist vom konkreten Vorhaben ab. Eins kauft deswegen oft auch Dinge, die weder unmittelbar noch mengenmäßig, geschweige denn auf lange Sicht benötigt werden, getrieben von der Vorstellung, dass man so günstig nicht mehr zum Zug kommt. Immer wird etwas mitgenommen, das ursprünglich nicht auf der Agenda gestanden ist. Die Körbe geraten voller als die Wünsche. Wir meinen uns gar zu belohnen, auch wenn wir in solcher Situation mehr auslegen als vorgesehen. Obgleich die Ausgaben sich erhöhen, glauben wir, dass sie sich senken. Alles kostet weniger, als es kostet, doch insgesamt kostet es mehr.

Gejagte Jäger

Reduzierte Waren erzeugen induzierte Käufer. Das Flanieren durch die Geschäfte ist kein profanes Beobachten und Schätzen von Gebrauchswerten und eine simple Rationalisierung ihrer Tauschwerte, es ist darüber hinaus ein sich selbstständigendes *Peepen von Preisen*. Waren schreien nicht nur durch Reklame und Preis, sie kreieren zusätzliche Beachtung durch die heute flächendeckende Preisreduktion. Unterstellt wird, dass der unmittelbare Marktpreis unter dem eigentlichen Marktwert liegt. Ob das stimmt oder nicht, ist irrelevant, relevant ist, dass es so ankommt und dass die potenziellen Käufer dementsprechend funktionieren. Der Preis verrät nie, wes Ursprung er ist oder wes Manöver er darstellt. Stehen die Verkäufer unter Druck oder handelt es sich lediglich um einen PR-Coup? Den wahren Grund des Nachlasses erfahren wir nicht, den können wir bloß ahnen. Die deklarierte Preisreduktion evoziert

beim Käufer den Eindruck, dass er hier und jetzt zulegen muss, dass er diese Gelegenheit nie und nimmer versäumen darf. Der Kunde ist wehrlos in seinem Handeln, mag er nun Bescheid wissen oder nicht. Ohne permanente, wenn auch wechselnde Sonderangebote kann heute kein Supermarkt mehr existieren. Die Frequenz ist steigend. An der Lebensmittelfront, an der wir täglich stehen, ist das am deutlichsten.

Der Gedanke an ermäßigte Preise treibt ganze Regimenter von Kaufwilligen in die Lokale und neuerdings auch in die virtuellen Läden. In Postkästen lauende Werbeprospekte gehören ebenfalls dazu. Markante Sonderangebote erzeugen des Öfteren wahre Ameisenaufläufe in den Geschäften. Jeder Auflauf erhöht Aufmerksamkeit, ja er bestärkt den Eindruck, dass es dort etwas geschenkt oder äußerst billig abzuholen gibt. Diverse Shopping-Events werden gefilmt und medial vor- und auf-, zu- und nachbereitet, was den Effekt noch zusätzlich steigert. Käufer gleichen Lemmingen, die auf Zuruf angetrottet kommen. Sonderangebote ziehen sie in Windeseile an. Hungrige Waren erwarten gierige Freier, die bereitwillig antreten, um sie auszulösen. Kaufhäuser und Märkte wirken wie Sirenen und die Anvisierten wie hilflose Opfer, die ob des Angebots einfach „zuschlagen müssen“. Der übermächtige Kunde ist der übermächtige.

Indes, Käufer sind Opfer und Täter in einem. Ohne sie geht zwar nichts, aber sie laufen doch meist wie am Schnürchen. Bei der Hatz nach Sonderangeboten verkennen die Kunden sich ständig, sie wissen zwar nicht, was sie sind, aber sehr wohl, was sie zu tun haben. Als Täter und Opfer unserer Geschäfte laufen wir alle im Laufrad des Kapitals. *Jäger sind Gejagte*. Doch die Charaktermasken selbst nehmen sich nur in der ersten Rolle wahr. Sie meinen Jäger zu sein, die da Produkte via Sonderangebot lukrieren, während sie doch *ebenso* die von den Waren aufgeschreckte Herde sind, die als Horde Märkte überfällt, durchwühlt, aufmischt. In den Einkaufswagen und Warenkörben liegen keine Trophäen, sondern Waren, deren Wert realisiert wird. Schnäppchenjagd ist mentales wie reales Training für Kunden. Während etwa Yuppies nicht auf den Preis schauen müssen, müssen die Normalos immer auf ihre schmale Börse achten. Der kaprizierte Blick auf den Preis ist der ausschlaggebende Aspekt der Entscheidungen. Das spezielle Angebot verführt potenzielle Erwerber dazu, zuzugreifen, nichts auszulassen, da es morgen schon zu spät sein könnte. It's the opportunity, stupid! Waren

verlangen von ihren Käufern ein schier angepasstes Verhalten. Und zwar pronto! Ihre Attraktivität liegt zuvorderst im Preis. Tauschwerte locken da mehr als Gebrauchswerte.

Neben den *reduzierten* gibt es noch die *reduzierbaren* Waren. Hier wird den Käufern selbst die Möglichkeit eingeräumt, Preisnachlässe vorzunehmen. Die Reduktion muss daher nicht unbedingt als Aktion (Abverkauf, Sparpreis etc.) vorgegeben sein, sie wird heute auch zusehends den Kunden selbst überlassen, indem sie auf ein gewisses Kontingent von Waren Verbilligungsmarken kleben oder Gutscheine einlösen können bzw. für einen gesamten Einkauf bestimmte Prozentpunkte in Abzug bringen dürfen. Das erhöht nunmehr den Griff auf teure Waren resp. führt zu umfangreichen, auf jeden Fall überdimensionierten Einkäufen. Der Trugschluss besteht darin, dass vergünstigt auch als günstig erscheint. Nebenbei wird auf diverse Sicherheiten, auf Garantien, auf Rückgabe- und Umtauschrechte, des Öfteren leichtfertig verzichtet.

Vorsatz und Absatz

Der Verkauf als Abverkauf imaginiert einen Kairos. Der Moment der ideellen Eingebung geht der realen Ausgabe voraus. Diese Versprechen steigern auch immer das Tempo beim Umschlag der Waren. Zirkulation gerät ins Rasen. Objektive Notwendigkeiten paaren sich mit subjektiven Hal-tungen. Das Subjektive ist unerlässlicher, aber subordinierter Bestandteil des Objektiven. Der Stimulus zum Kauf ist zwar vorhanden, aber er muss zusätzlich aufgeheizt werden. Der Automat funktioniert nur, wenn man zufüttert. Das Geschäft ist kein profanes Treiben von Bedürfnissen, es ist ein markttechnisch hochgezüchtetes und komplexes Geflecht. Zweifellos ist es heute so, dass jedes Angebot als Sonderangebot erscheinen soll. Preisnachlässe sind obligat geworden, sodass davon auszugehen ist, dass durch sie mehr Absatz erzielt und Gewinn gemacht werden kann als ohne sie.

Das spezielle Angebot verführt potenzielle Erwerber dazu, zuzugreifen, nichts auszulassen, da es morgen schon zu spät sein könnte.

Ermäßigte Waren erheischen mehr Aufmerksamkeit als jene, die nicht verbilligt wurden. Sie spielen in einer eigenen Klasse. Weiters wird suggeriert, dass man nun (aber eben nur *jetzt!*) günstiger zu etwas kommt, als dies normalerweise der Fall wä-

re. Kaufen ist dann nicht bloß die Möglichkeit, etwas zu bekommen, es ist die zeitlich begrenzte Chance, billig wegzukommen. Sonderangebote lokalisieren und terminisieren Kunden. Sonderangebote erhöhen die Bereitschaft *hic et nunc* diesen oder jenen Artikel zu erstehen. Es gilt, sich zu beeilen. Morgen schon könnte es zu spät sein.

Der Absatz ist meist größer als der Vorsatz. Käufer wollen stets weniger, als sie kriegen. Kauf übertrifft Kaufabsicht. Käufe orientieren sich primär an Angeboten. Da sein heißt dabei sein und dabei sein heißt, bestimmte Waren und Marken zu besitzen. Ohne sie erscheint man schnell als *minderwertig*. Wir haben ein obsessives Verhältnis zu den Waren. Moderne Konsumenten erwerben mehr, als sie brauchen. So stapelt sich Gerümpel in den Heimen und diverse Nahrungsmittel überschreiten das jeweilige Ablaufdatum. Es ist das „Haben-Müssen“, das da antreibt. *Man hat zu haben*. Dieses korrespondierende Wachstum ist den personifizierten Warenmonaden eingeherrscht. Es macht sie aus und es treibt sie an. „Mehr!“ lautet die Parole. Gegen Verkaufsstrategien ist jeder Konsumentenschutz eine unterlegene Größe. Hauptsächlich aufgrund der gesellschaftlichen Stellung, zusätzlich auch aufgrund der Dotierung. Alleine die Interventions- und Dispositionsmöglichkeiten sind absolut ungleich verteilt.

Die unsinnlich-sinnliche Lust der Business-Aspiranten misst sich am Preis, nicht am Gegenstand. Etwas günstig erstanden zu haben, versetzt das bürgerliche Subjekt in Entzücken.

Digitalisierte Listen (Rechnungen, Bonuskarten, Zertifikate) sind inzwischen zu Dokumenten der Kontrolle und Observation geworden. Keine Erledigung, die nicht ihren Weg in zahllose Verzeichnisse findet und an diverse Algorithmen andockt wird. Wir stehen unter Beobachtung. Kaum etwas wird so intensiv notiert und analysiert wie Marktverhalten und Kaufgewohnheiten, die eingespeist in die digitalen Systeme neue Geschäftsmöglichkeiten eröffnen und die Konkurrenz befeuern. „Die Welt als Warenhaus erweist sich als digitales Panoptikum mit einer Totalüberwachung“, schreibt Byung-Chul Han (*Kapitalismus und Todestrieb. Essays und Gespräche*, Berlin 2019, S. 35).

Sonderangebote und Ausverkäufe sind heute fester Bestandteil der kapitalistischen Zirkulation. Ein monetär diversifiziertes Warensortiment lässt die konditionierten Subjekte zum Erwerb antreten. Erst jenes konstituiert vollwertige Bürger. Der Appell verselbstständigt sich im Warensubjekt zur Befehlsausgabe. Er wird kanonisiert durch einen Gefangenenchor, der Käufer und Verkäufer auf allen Ebenen eingliedert. Aufgabe aller Verkaufsagenturen ist es, Wünsche zu generieren und anzustacheln, d.h. Nachfragen mit Angeboten zu synchronisieren, nicht umgekehrt! Für Verkäufer geht es nicht darum, einzelne Waren zu ihrem Wert zu verkaufen, sondern für Warenkontingente Durchschnittsprofite zu erzielen. Sie kalkulieren daher mit Sortimenten. Nicht einzelne Waren werden zu ihrem Wert verkauft, sondern bestimmte Warenkontingente über eine bestimmte Zeitdauer. Mengen werden auf Raum und Zeit bezogen und entsprechend disponiert. Berechnungen werden durch diese Mischkalkulationen immer komplexer, Prognosen schwieriger.

Sonderangebote und Aktionen, Preisnachlässe und Rabatte sind beständige Größen, d.h. sie sind Ausnahmen, die zur Regel geworden sind. Sie sind dazu da, zusätzliche Einnahmen zu lukrieren bzw. den Kampf um den Umsatz zu verschärfen. Es ist der „Werwolfsheißhunger“ (MEW, Bd. 23, S. 258) der Waren, der nach Verwertung am Markt und Entwertung in der Konsumtion schreit, der Kunden in Geschäfte und Netze treibt. Ihre gesellschaftliche Formierung als Charaktermasken macht sie zu Reflektanten und Sekundanten der Waren. Sie sind auf den synthetischen Vollzug abgerichtet. Sie dienen und bedienen, halten sich aber gerade deswegen für autonom und selbstbestimmt. Diese seltsame, d.h. unsinnlich-sinnliche Lust der Business-Aspiranten misst sich am Preis, nicht am Gegenstand. Etwas günstig erstanden zu haben, versetzt das bürgerliche Subjekt in Entzücken. Etwas günstig erstehen zu können, ist etwas, das die Warenwirtschaft andauernd unterstellen muss, will das Geschäft in Fluss gehalten werden. Es gilt, die Umlaufzeit des Warenkapitals so kurz als möglich zu halten. Stockungen und Staus sind Bedrohungen. Was da ist, muss raus, muss weg. Und zwar bald.

Hermann Engster

Tausch und Täuschung

Zu Gottfried Kellers Novelle „Die drei gerechten Kammacher“

„Der Roman soll das deutsche Volk dort suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit.“

Motto zu Gustav Freytags Roman Soll und Haben (1855)

Seldwyla ist eine von Gottfried Keller erfundene schweizerische Kleinstadt, bewohnt von Kleinbürgern mit einer schon südländisch geprägten Mentalität: leichtfertig und lustig, aber auch missgünstig und im Alter verbittert. Von ihnen handelt sein Erzählwerk *Die Leute von Seldwyla*, und einige dieser Novellen sind sehr populär geworden wie *Kleider machen Leute* oder *Romeo und Julia auf dem Dorfe*. Darin befindet sich auch die 1855 verfasste Novelle *Die drei gerechten Kammacher*. (Einzelausgabe bei Reclam) Sie ist nicht so populär wie die eben genannten, Keller selbst schätzte sie jedoch sehr hoch ein und bewertete neue Bekanntschaften danach, ob diese das ebenso sähen. Und in der Tat handelt es sich um eine vertrackte Geschichte, mit der die Interpreten sich schwergetan haben.

Erzählt wird von drei Gesellen, die nacheinander in einer kleinen Kammacherfabrik in Seldwyla eine Anstellung antreten: Jobst aus Sachsen, Fridolin aus Bayern, Dietrich aus Schwaben. Sie ähneln einander in Habitus und Charakter, was beim ersten mit akribischer Ausführlichkeit beschrieben wird, beim zweiten, weil kaum individuell Neues hinzukommt, schon erheblich kürzer und beim dritten nur noch sehr knapp. Das Ganze nimmt zunächst einen betulichen Lauf, doch steigt beim Lesen zunehmend der Argwohn auf, hier bahne sich Böses an, und tatsächlich mutiert die Geschichte zu einer grotesken Satire mit einem bitterbösen Ende.

Die Moral der Nationalökonomie ist der Erwerb, die Arbeit und die Sparsamkeit, die Nüchternheit.

(Marx, Ökonomisch philosoph. Manuskripte)

Das Kammacher-Handwerk hat kein besonderes Ansehen. Von der Fertigung von Schmuckkäm-

men abgesehen, besteht es aus technisch anspruchsloser und stumpfsinniger Sägearbeit. Wer dieses Handwerk ergreift, geht nicht mit einem Gesellenstück auf die übliche Gesellentour und braucht auch keinen Meisterbrief zu erwerben. Die Wahl dieses Berufs kennzeichnet schon die Lebenseinstellung dieser drei Gesellen zur Genüge, und so richten sie sich im Leben ein. Sie arbeiten hart, leben genügsam, sind von verdrossener Stimmung, halten sich von allen Geschehnissen des Städtchens fern, insbesondere von dessen Vergnügungen, denn sie sparen jeden Groschen und hoffen, irgendwann einmal mit dem Kapital der hart erarbeiteten Ersparnisse das Geschäft des Meisters zu übernehmen. Jeder hat unter den Dielembrettern ein geheimes Versteck, in dem er sein Geld aufbewahrt, doch weiß bald jeder vom Versteck des andern. Sie verhalten sich zueinander duldsam, schlafen aufgrund der kargen Unterbringung sogar gemeinsam in einem Bett; jedoch sind sie zu Konkurrenten geworden, und jeder verfolgt heimlich den Plan, wie der Erzähler verrät, *einander aus dem Bett und aus dem Haus hinaus zu dulden* (!). So richten sie ihr Leben „gerecht“ ein, und was hier unter Gerechtigkeit zu verstehen sei, erläutert der Erzähler selbst folgendermaßen:

Es ist hier nicht die himmlische Gerechtigkeit gemeint oder die natürliche Gerechtigkeit des menschlichen Gewissens, sondern jene blutlose Gerechtigkeit, welche aus dem Vaterunser die Bitte gestrichen hat: Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldner! weil sie keine Schulden macht und auch keine ausstehen hat; welche niemand zu Leid lebt, aber auch niemandem zu Gefallen, wohl arbeiten und erwerben, aber nichts ausgeben will und an der Arbeitstreue nur einen Nutzen, aber keine Freude findet.

Eine Frau besorgt den dreien die Wäsche. Sie trägt den putzigen Namen Züs Bünzlin, ist 28 Jahre alt, eine attraktive Erscheinung, hat drei gescheiterte Liebschaften hinter sich, ist noch Jungfer – und vermögend. Denn sie besitzt einen sog. Gültbrief, ein Wertpapier über die stolze Summe von 700 Gulden, deren Zinsen ihr regelmäßige Einkünfte sichern, ein Kapital, welches das gesamte ersparte Vermögen der drei Gesellen weit übersteigt. Darauf spekuliert Dietrich als der zuletzt Angekommene mit den geringsten Ersparnissen: ... *als ein erfindungsreiches Schwäblein ... erfand (sic!) er den Gedanken, sich zu verlieben* und redet ihr beflissen nach dem Mund. Die beiden andern kommen ihm auf die Schliche und machen ihr gleichfalls den Hof, und wie Dietrich weniger der Jungfer selbst als ihrem Wertpapier. Doch stellen sie sich dabei unbeholfen an, und sie lässt alle drei zappeln.

Diese Züs Bünzlin ist geistig flaches Geschöpf, gleichwohl eingebildet, hat sich ein disparates und unnützes Halbwissen angelesen und hält hochmoralische Tiraden über Entsagung und Uneigennützigkeit. Keller schreibt hier satirisch an gegen den Jugendschriftsteller Christoph von Schmid, dessen von religiöser Bigotterie durchseuchte spießig-moralische Bücher im neunzehnten Jahrhundert bis weit hinein ins zwanzigste sich einer ungeheuren Popularität erfreuten. Eine Kostprobe aus dem Munde der Jungfer Bünzlin:

Schmal ist der Weg, der zum Heile führt, breit der Weg, der zum Verderben führt ... O wie selig ist dagegen der Mensch, der weder rechts noch links von Gottes Wegen abweicht, sich vor der Sünde hütet, betet und wachet – und arbeitet.

... was die drei Werber schwer beeindruckt und womit sie sich diese vom Leibe hält.

Die Arbeiter machen sich Konkurrenz, nicht nur, indem einer sich wohlfeiler anbietet als der andre, sondern indem einer für zwei arbeitet.
(Marx, Arbeitslohn, MEW, Bd. 6)

Die gegenseitige Konkurrenz treibt die drei Gesellen an, noch härter zu schuften; die Produktivität steigt, der Meister erkennt seine Chance:

Als der Meister sah, dass diese drei Käuze sich alles gefallen ließen, brach er ihnen am Lohn ab und gab ihnen geringere Kost, aber desto fleißiger arbeiteten sie ... also dass er ein Heidengeld durch die stillen Gesellen verdiente und eine wahre Goldgrube an ih-

nen besaß. Er schnallte sich den Gurt um einige Löcher weiter und spielte eine große Rolle in der Stadt, während die törichten Arbeiter in der dunklen Werkstatt Tag und Nacht sich abmühten und sich gegenseitig hinausarbeiten wollten.

Die drei Gesellen verhalten sich äußerlich friedfertig zueinander, doch wie es in ihrem Innern gärt, zeigt eine nächtliche Episode, in der sich ihre Wut aufeinander entlädt. Sie träumen jede Nacht ihren Traum von der Übernahme der Werkstatt, doch einmal beginnen sie plötzlich, sich herumzuwälzen ... *und nun brach in den schlummertrunkenen Gesellen ein wilder Groll aus und in dem Bette der schreckbarste Kampf, indem sie während drei Minuten sich so heftig in den Füßen stießen, traten und ausschlugen, dass alle sechs Beine sich ineinander verwickelten und der ganze Knäuel unter furchtbarem Geschrei aus dem Bette purzelte.*

Der Meister, reich geworden, verprasst sein Geld, nach der Krise der Überproduktion geht es mit dem Geschäft bergab, und von den drei Stellen müssen zwei eingespart werden. Die auf karge Ersparnisse gegründeten Lebenshoffnungen der drei Gesellen drohen zu scheitern, und jeder fleht ihn kniefällig an, doch bitte ihn selbst zu behalten, und – Tiefpunkt der Selbsterniedrigung – sie bieten ihm sogar an, ohne Lohn zu arbeiten. Der Meister macht sich aus ihrer Notlage einen böartigen Spaß. Er kündigt allen dreien und erlegt ihnen einen Wettlauf auf: Sie sollen am nächsten Tag eine halbe Stunde bis zu einem nahegelegenen Hügel wandern und dann in einem Wettlauf zurückkehren – wer als erster ankommt, soll die Stelle behalten.

Wisst ihr nicht, dass die Läufer im Stadion zwar alle laufen, aber dass nur einer den Siegespreis gewinnt? Lauft so, dass ihr ihn gewinnt!
(Paulus, 1. Brief an die Korinther, 9,24)

Die drei suchen Rat bei der affektierten Gescheitheit der Züs Bünzlin; diese, in paulinischer Sporttheologie geschult, stellt in einer salbungsvollen Predigt den Wettlauf als eine vom Himmel auferlegte Probe dar:

So ziehet denn dahin und kehret die Torheit der Schlechten um in die Weisheit der Gerechten! Was sie zum Mutwillen ausgesonnen, das verwandelt in ein erbauliches Werk der Prüfung und der Selbstbeherrschung, in eine sinnreiche Schlusshandlung eines langjährigen Wohlverhaltens und Wettlaufes in der Tugend.

Und sie verspricht dem Sieger die Heirat. Am Schwaben Dietrich hat sie kaum Interesse, da er als der zuletzt im Betrieb Eingestiegene nur geringes Kapital hat anhäufen können. Doch ist Dietrich der pfiffigere unter den dreien und wählt eine spezielle Strategie: Als die beiden andern loslaufen, scharmiert er Züs, lockt sie in ein nahes Wäldchen und kommt bei ihr zum Ziel.

Währenddessen versuchen die beiden andern, sich beim Laufen gegenseitig zu behindern, was in eine wüsten Rauferei ausartet. Am Stadttor angekommen, delectieren sich die Seldwyler Bürger an der willkommenen Sonntagsunterhaltung und feuern die beiden johlend an. Die beiden ineinander verkeilten Läufer vergessen in ihrer Raserei ihr Ziel, wälzen sich am Kammacherbetrieb vorbei und zum andern Stadttor wieder hinaus. Bald darauf treffen Dietrich und Züs beim Meister ein und kommen mit ihm ins Geschäft: Züs kauft Haus und Fabrik, Dietrich betreibt die Werkstatt, der Meister genießt seine Altersruhe.

Jobst der Sachse verlässt die Stadt und erhängt sich in Verzweiflung an einem Baum. Als Fridolin der Bayer dort vorbeikommt, packt ihn Entsetzen, er verfällt in Wahnsinn und endet in Verwahrlosung. Und der Gewinner Dietrich?

Dietrich der Schwabe allein blieb ein Gerechter und hielt sich oben im dem Städtchen; aber er hatte nicht viel Freude davon; denn Züs ließ ihm gar nicht den Ruhm, regierte und unterdrückte ihn und betrachtete sich als die alleinige Quelle alles Guten.

So endet die Geschichte der drei Gesellen: Der eine hängt tot am Baum, der zweite landet in der Gosse, der dritte unterm Pantoffel. Zeitgenössische Kritiker haben diesen grausamen Schluss gescholten, weil ihm Heilung und Versöhnung fehle, denn die drei Gerechten seien schließlich keine schlechten Menschen gewesen. Und auch heute werden sich Leserin und Leser ratlos fragen: Was ist daran gerecht?



It's the economy, stupid!
(Wahlkampfstrategie J. Carville zu Bill Clinton)

Die Literaturwissenschaft hat um diese Geschichte lange einen Bogen gemacht. Die geistesgeschichtlich orientierte Methode sah in ihr eine Vorstufe der absurden Groteske à la Ionesco und Beckett. Die muss Mitte des 19. Jahrhunderts irgendwie vom Himmel gefallen sein; denn die Frage, welcher irdischen Wirklichkeit sie möglicherweise entsprungen sein könnte, wird nicht gestellt. Andere schauten genauer hin und nahmen wahr, dass hier ganz handfeste Kategorien der damaligen Arbeitswelt eine Rolle spielen. Zwar befindet sich die Schweiz noch auf einer eher vorindustriellen Entwicklungsstufe, doch ist Keller, der von der Zürcher Stadtregierung ein Stipendium erhalten und dies zu einem siebenjährigen Aufenthalt in Heidelberg und Berlin genutzt hat, mit den fortgeschrittenen Verhältnissen der Zeit wohlvertraut. Deren die Industriegesellschaft durchwaltende Kategorien spielen in die Erzählung hinein: Lohnarbeit, Konkurrenz, Entfremdung, Rechenhaftigkeit, Entsubjektivierung, Erwerb, Geld, Leistung, Gewinn, Kapital. Doch schwirren in den Deutungen diese Begriffe beliebig umher, weil ihnen die Einbettung in eine angemessene gesellschaftliche Theorie fehlt.

Ein erster Anstoß dazu kam, wie in vergleichbaren Fällen auch, von der historisch-materialistisch orientierten Literaturwissenschaft der DDR, hier vom Jenaer Germanisten Hans Richter (*Gottfried Kellers frühe Novellen*, 2. Aufl. 1966). Richter blickt auf die konkrete Arbeitswelt und sieht als Grundstruktur der Erzählung den Gegensatz von Kapital und Arbeit. Allerdings führt er diesen Gedanken nicht weiter aus.

Nicht nur gelegentlich, sondern immer übertrifft der Sinn eines Textes seinen Autor.
(Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode*)

Keller ist ein liberaler Geist, der mit den Ideen des Vormärz sympathisiert. In Heidelberg hört er Vorlesungen von Ludwig Feuerbach und wird zum bekennenden Atheisten, was in dieser Zeit der Karriere nicht eben förderlich ist. Durch seinen siebenjährigen Aufenthalt u.a. in Berlin ist er mit der sich durchsetzenden Industrialisierung und ihren Mechanismen vertraut, doch ist die Auseinandersetzung damit eher moralischer Natur; die kritischen sozialtheoretischen Konzepte dieser Zeit finden bei ihm keinen Niederschlag. Jedoch lässt

ihn die poetische Mimesis an die gesellschaftliche Wirklichkeit Konflikte und Mechanismen erkennen, die er intuitiv literarisch gestaltet.

Beherrschend für die sozialistischen Gesellschaftstheorien dieser Zeit ist der Interessengegensatz von Kapital und Arbeit: Die Interessen der Unternehmer und der Arbeiter stehen einander unversöhnlich gegenüber, und der Kampf der Arbeiter zielt darauf ab, einen möglichst großen Teil des vom Unternehmer angeeigneten Mehrwerts als sog. gerechten Lohn zurückzubekommen. Marx definiert im *Kapital* das Kapital als „gesellschaftliches Verhältnis der Kapitalisten zu den Lohnarbeitern, der Kapitalistenklasse zur Arbeiterklasse“, fasst es also als Produktionsverhältnis beider Klassen auf. Aber das Verhältnis von Kapital und Arbeit ist nicht so äußerlich und gegensätzlich, wie es den Anschein hat. Schon der frühe Marx der *Ökonomisch philosophischen Manuskripte* von 1844 bezeichnet im Kapitel *Arbeitslohn* das Kapital als „angehäufte Arbeit“. Die Weiterentwicklung der Marx'schen Theorie hat in dieser Richtung den Begriff des „gesellschaftlichen Verhältnisses“ tiefer gefasst und dieses als Verschränkung beider Sphären formuliert: Arbeit und Kapital sind nur zwei Aspekte ein und derselben Sache, sie bedingen einander und gehören untrennbar zusammen.

Arbeit und Kapital sind nur zwei Aspekte ein und derselben Sache, sie bedingen einander und gehören untrennbar zusammen.

Sie treten in der Novelle zwar nicht als Klassen auf. Doch schon sieben Jahre zuvor führen Marx und Engels in ihrem *Manifest der kommunistischen Partei* von 1848 den Klassenbegriff ein für das sich herausbildende Proletariat, als diese Klasse noch sehr heterogen zusammengesetzt war. So sind die drei Kammacher zwar noch Handwerker, doch in Anbetracht ihrer entfremdeten und prekären Arbeitssituation bilden sie gleichsam einen Prototyp des Industrieproletariats.

Das hat Keller in seiner Novelle intuitiv gestaltet. Der von Hans Richter vermutete Gegensatz von Lohnarbeit und Kapital als Ausdruck der Ausbeutung der drei Gesellen durch den Meister erfasst den Grundkonflikt in der Novelle nur an der Oberfläche, das Problem liegt tiefer. Die von den drei Gesellen erbrachte „aufgehäuften Arbeit“ (Marx) materialisiert sich in Geldkapital; das ist als quasi „ursprüngliche Akkumulation“ (Marx) von

Kapital zunächst von ihnen konsequent betrieben. Dazu haben sie die protestantische Arbeitsideologie bis zur Selbstaufgabe ihrer humanen Existenz verinnerlicht, dies zudem in der rigiden schweizerischen Ausprägung des Calvin, des Wegbereiters der „protestantischen Arbeitsmoral, die Max Weber als „Geist des Kapitalismus“ beschrieb.

In den *Ökonomisch philosophischen Manuskripten* beschreibt Marx den zu entrichtenden Preis folgendermaßen (die nicht-kursiven Worte sind von ihm selbst hervorgehoben):

Die Selbstentsagung, die Entsagung des Lebens und aller menschlichen Bedürfnisse, ist ihr (scil. der Ökonomie) Hauptlehrsatz. Je weniger du isst, trinkst, Bücher kaufst, in das Theater, auf den Ball, zum Wirtshaus gehst, denkst, liebst, theoretisierst, singst, malst, fichtst etc., um so [mehr] sparst du, umso größer wird dein Schatz, den weder Motten noch Raub fressen, dein Kapital. Je weniger du bist, je weniger du dein Leben äußerst, umso mehr hast du, umso größer ist dein entäußertes Leben, umso mehr speicherst du auf von deinem entfremdeten Wesen.

Diese Entfremdung zeigt sich in der Austauschbarkeit der drei Gesellen, die in der Erzählung kaum individuelle Konturen als eigenständige Subjekte annehmen. Die Hoffnung, im Tausch für ihr durch „asketischen Sparzwang“ (M. Weber) gebildetes Kapital das Geschäft zu erwerben, erweist sich als Täuschung. Zu dieser kommt eine weitere hinzu. Dietrich, der pffigere unter den dreien, setzt auf eine andere Kapitalanlage: auf den Gültbrief, das Wertpapier der Züs, das festverzinslich angelegt ist und regelmäßige Geldeinnahmen verspricht. Zwei Kapitale konkurrieren, und am Ende setzt sich das modernere durch.

Der Begriff der Gerechtigkeit, den Keller von Beginn an, ironisch gebrochen, verwendet, erweist sich aber auch für den Gewinner im Wettstreit mit seiner demütigenden Einspannung ins Ehejoch als trügerisch. Die politisch-ökonomischen Prozesse seiner Zeit durchschaut Keller nicht, begegnet ihnen aber mit tiefer Skepsis. Und schreibt eine abgründig skeptische Geschichte über sie.

Eske Bockelmann

Wert, Geld und Kapital

Handreichungen zu einer neuen Theorie

Wert, Geld und Kapital: Unsere Vorstellungen davon mögen im Einzelnen stark differieren, aber gibt es einen gemeinsamen Nenner. Wir bringen sie unwillkürlich in genau diese Abfolge: Wert, Geld, Kapital. Sei es in historischer oder sei es auch nur in logischer Abfolge, auf jeden Fall denken wir, da wäre zuerst und irgendwie ursprünglich der Wert. Aus ihm oder mit ihm ergäbe sich dann Geld und schließlich käme es dank irgendeiner Entwicklung noch zu Kapital. *Wie* und *wann* es zu dem Einsatzpunkt dieser Abfolge kommt, zu Wert oder zu der Vorstellung von ihm, die wir heute so sicher hegen, dafür suchen wir in der Regel keine weitere Erklärung. Wert scheint uns vielmehr entweder irgendwie mit den Dingen selbst gegeben zu sein oder unmittelbar in der menschlichen Vorstellung von ihnen zu liegen. Zu Geld aber käme es dadurch, dass dieser irgendwie gegebene Wert eine eigene Gestalt annimmt oder verliehen bekommt, etwa als „allgemeine Ware“, in welcher sich der Wert auch aller anderen Waren verkörpere. Und mit dem so entstandenen Geld nähme es daraufhin eine Entwicklung, die wir uns gern als ein Immer-Mehr vorstellen und die wiederum in den Kapitalismus münden würde. Zum Beispiel hätte der Handel immer mehr an Verbreitung und an Tiefe gewonnen, bis daraus schließlich Kapitalismus wurde, oder es sei die Abstraktheit des Geldes gewesen, die immer weiter stieg: „Seit seiner Entstehung hat das Geld einen immer höheren Abstraktionsgrad erreicht: von der Münze über Schuldverschreibungen, Papiergeld bis zum elektronischen Geld.“ In jedem Fall träte an irgendeinem Punkt dieser Entwicklung – an welchem Punkt, will und will sich nicht feststellen lassen – Kapitalismus zum Geld hinzu und so schwören wir insgesamt auf diese Abfolge, die Marxisten kritisch als eine von Fetischen formulieren: „Vom Waren-

fetisch“, der *Wertform* der Ware, „über den Geldfetisch zum Kapitalfetisch“.

Gut historisch-materialistisch zu fragen, was von dieser Abfolge *geschichtlich* zu greifen und nachzuweisen sei, ist nun leider gerade bei denen verpönt, die sich auf Marx berufen und überlegen darauf verweisen, selbst er habe seine Herleitung des Geldes im *Kapital* ja nicht historisch, sondern „rein logisch“ verstanden. Doch auch logisch müsste standhalten, was sich historisch vollzogen hat, beziehungsweise wird sich logisch widerlegen lassen, was ahistorisch gedacht ist. Nötig scheint es mir allemal, die Sache auch geschichtlich zu fassen. Beginnen wir also damit – bei eben dem, was wir in jener Abfolge an den Anfang setzen, beim Wert.

Den üblichen und durchaus unwillkürlichen Gedankenreflex kennen wir alle. Als Beispiel zitiere ich eine bekannte, explizit „historische“ Untersuchung zum „Ursprung des Geldes“, die ernsthaft so einsetzt: „Homer kennt die Münze nicht. Was dient in homerischer Zeit als Geld? Dass die Münze Geld ist, folgt u. a. daraus, dass sie noch heute eine typische Geldform ist.“ Geld aber sei „Wertmesser“, wie wir alle wissen, also hätten in homerischer Zeit Rinder als Geld gedient, denn: „Wertmesser in der homerischen Zeit ist das Rind.“ Der Historiker, der sonst sehr sorgfältig zu arbeiten vermag, gerade bei seinem zentralen Gegenstand fragt er keine Sekunde lang, ob es den in jenen ‚ursprünglichen‘ Zeiten, die er untersucht, tatsächlich schon gegeben hat. Nein, er *weiß* es schlicht und einfach: ohne zu fragen und ohne es zu wissen. Und was er da nicht weiß, das folgert er *logisch* – falsch. Logisch geht er von etwas aus, das *heute* „eine typische Geldform“ sei, nämlich von der Münze, und folgert dann ahistorisch, ohne jede Überlegung

und ohne jeden Anhaltspunkt, dass Münzen so wie *heute* schon zu *allen Zeiten* als Geld gedient hätten. Ja, er weiß sogar darüber hinaus, dass auch in Zeiten, die noch keine Münzen kannten, deshalb *etwas anderes* als Geld gedient haben müsse – er weiß noch nicht, was, aber er weiß: unbedingt als *Geld*. Es ist also der Historiker selbst, der aktiv in die frühe Zeit *hineinsieht*, was er von heute kennt, und allein weil er es von heute kennt, braucht er nicht zu fragen, ob es wirklich in die frühe Zeit gehört. Das ist hart. Und dann geht es in dieser Weise noch einmal blind retrojektiv weiter: Weil Geld *heute* allgemein als „Wertmesser“ gilt, habe schon zu homerischen Zeiten, in denen irgendetwas als *Geld* gedient haben müsse, eben dies irgendetwas auch zur Messung von *Wert* gedient – nämlich das Rind. Das ist jeweils derart zirkulär, dass einem davon schwindlig werden mag. Die logische Herleitung besteht in nichts anderem, als dass per Retrojektion *heute* geltende Verhältnisse unmittelbar als *immer* gültige *vorausgesetzt* werden.

Wert hat es nicht gegeben – nicht in homerischer Zeit und nicht vorher, nicht, als Münzen aufkommen, nicht in der gesamten Antike. Noch im mittelalterlichen Europa gibt es ihn nicht.

Wir setzen Wert in dieser Weise unwillkürlich voraus, so wie der Professor für Wirtschaftsgeschichte. Und deshalb fällt uns ebenso wenig auf wie ihm, dass wir die allererste und historisch so offensichtlich notwendige Frage unterlassen, ja, dass diese Frage für uns gar nicht existiert: ob Wert zu einer bestimmten historischen Zeit *wirklich* bestanden hat; ob Leute zu einer bestimmten historischen Zeit wirklich den *Wert* wovon auch immer gemessen haben. Wenn sie etwas kauften, wenn sie etwas tauschten, wenn sie mit etwas handelten: Haben sie dabei schon immer nach *Wert* gekauft, schon immer *Wert* gegen *Wert* getauscht, schon immer mit *Werten* *Werte* erhandelt? Haben sie die Dinge, die da hin- und hergingen, mit der Vorstellung eines Wertes verbunden, den jedes von ihnen hätte oder den es wenigstens für die Tauschenden darstellen würde? Diese Frage stellen wir uns nicht und wir kommen nicht einmal auf die Idee, es zu tun. Und dabei sage ich ausdrücklich „wir“, denn zugegeben, auch ich habe sie mir nicht gestellt. Ich habe sie mir so lange nicht gestellt, bis mir bereits die *Antwort* unverwandt ins Auge blickte. Erst dann habe ich dahinter die unterlassene Frage erkannt.

Und die also lässt sich beantworten. Hätte man bewusst nach ihr gesucht, wäre die Antwort sogar verhältnismäßig einfach zu finden gewesen. Denn sie wird von einer großen Anzahl historischer Tatsachen belegt.

Wert hat es *nicht* gegeben – nicht in homerischer Zeit und nicht vorher, nicht, als Münzen aufkommen, nicht in der gesamten Antike und nicht in irgendeinem der frühen Reiche. Noch im mittelalterlichen Europa gibt es ihn nicht, bis es dort einmal aus einem entsprechenden Grund zu der sogenannten Neuzeit kommt. Und in anderen Teilen der Welt bleibt Wert zum Teil noch sehr viel länger unbekannt, jeweils nämlich so lange, bis – aber dazu später.

Natürlich wurden in all diesen Zeiten Dinge oder Taten *geschätzt*, waren sie begehrt, geachtet, verliehen sie Ansehen. Aber auch wenn sie Gegenstand eines Tausches wurden, wenn mit ihnen ein Kauf, eine Pflicht, eine Schuldigkeit abgegolten wurde, hat man sie strikt nur *aneinander* abgeschätzt, *nicht* nach Wert. Genauer: Man hat sie dabei nicht nur jeweils Ding an Ding, sondern beide jeweils auch nach dem Verhältnis der beteiligten Personen zueinander bemessen, nach dem Verhältnis der Tauschenden oder derer, zwischen denen eine Pflicht und Schuldigkeit einzulösen war. Ding oder Tat auf der einen und Ding oder Tat auf der anderen Seite hatten auch *dessen* würdig zu sein, dem sie zum Ausgleich geleistet wurden, und *dessen*, der sie zum Ausgleich leistete.

Bemessen also wurden sie in diesem Sinn. Niemals aber wurden sie bemessen nach einem *Wert*. Wert, das ist notwendig die Vorstellung einer Größe, die sich *gemeinsam* in allen Dingen oder zumindest allen Waren fände beziehungsweise ihnen zugewiesen würde, und daher in all diesen *unterschiedlichen* Dingen dennoch als *einheitliche*, jeweils *gleichförmige* Größe. Bei einem Tausch von Ding gegen Ding wäre Wert stets dies gemeinsame „Dritte“, das beide, wenn auch in unterschiedlicher Menge, gleichermaßen aufweisen müssten. Und wenn nun ein Homer den *Wert* von etwas in Rindern gemessen und Rinder damit als *Geld* verwendet hätte, hätte er auf eben diese Größe reflektieren müssen: Um sie wäre es ja bei einem Tausch oder ähnlichem gegangen. Wo jemand etwas als „Wertmesser“ heranzieht, muss es ihm um den gemessenen Wert zu tun sein: Er muss ihn *als Wert* kennen, *als Wert* benennen, er muss einen *Begriff* von diesem Wert haben. Den aber hat Ho-

mer nicht, den kennen die homerischen Zeiten nicht und kennt noch nicht einmal das europäische Mittelalter. So lange *gibt* es diesen Wert nicht.

Wohlgemerkt, das ist keine Frage der bloßen Benennung und keine Frage nur der Definition. Es geht um die Wirklichkeit der *Sache*, die ihr Begriff meint. Also mag noch nicht einmal entscheiden, dass jene Zeiten kein *Wort* für „Wert“ haben, auch wenn es ein Wunder wäre, wenn sie konsequent alle etwas, womit sie unserer Überzeugung nach so zwingend und umfassend umgegangen wären, nicht hätten benennen wollen. Entscheidend ist, dass sie niemals von der *Sache* „Wert“ handeln und nie etwas wie Wert beschreiben, sondern dort, wo *wir* Wert bei ihnen voraussetzen und ihnen Wertmessung unterstellen, die Sache klar und deutlich *anders* darstellen: in einer Weise, die sich mit der Vorstellung von Wert *nicht verträgt*. Dazu gehört bereits, dass sie stets nur jeweils *paarweise Ding an Ding* bemessen und daher auch nur streng paarweise danach beurteilen, ob beide in der gegebenen Situation einander – und der Beteiligten – würdig sind oder nicht. Hätten sie einen *Wert* der Dinge bemessen, wäre dies eine völlig widersinnige Beschränkung.

Doch ich will einen stärkeren und logisch vielleicht weniger anspruchsvollen unter den vielen Belegen nennen, die zeigen, wie gründlich die Sache „Wert“ einmal *nicht* existiert hat, wo wir ihn so sicher voraussetzen: nicht als Vorstellung, nicht in den Dingen, in keiner Form von Wirklichkeit. Ein Tausch von Waren, deren Wert bemessen wird, hat zur Folge, dass sich auch ein Gewinn oder Verlust in Wert bemisst. Die verkaufte Ware und das, womit sie gekauft wird, sie lassen sich, Wertmessung vorausgesetzt, in ihren Werten vergleichen und bei unterschiedlich großem Wert ergibt sich auf der einen Seite ein Gewinn, der auf der anderen Seite als Verlust zu Buche schlägt. Wo mit Werten gehandelt wird, läuft ein Handel also notwendig auf eine solche Gewinn/Verlust-Rechnung hinaus, die dabei angestellt werden muss. In jenen früheren Zeiten jedoch wurde zwar viel gehandelt und unzählige Dokumente haben sich erhalten, auf denen notiert ist, was dabei Sache war. Oft und oft ist dort auch von Gewinn die Rede – von Gewinn: *nicht* aber von Verlust. Warum das? Weil auch bei Handel und Tausch kein Vergleich von *Werten* stattgefunden hat – weil man in den getauschten Dingen nicht Werte sah. Es ging bei diesem Handel so lange eben nur *um diese Dinge* selbst, *nur* um sie: um Metalle etwa, die der eigenen Gemeinschaft

fehlten, um Holz, das benötigt wurde, um Lebensmittel, an denen sonst Mangel war. Für all das hatte man denen, die es einem überließen, zumeist eine Gegengabe zu leisten, zum Dank, als Anerkennung, zum Zeichen des friedlichen Übereinkommens. Gewinn also waren *die Dinge selbst*, die man erhandelte und die man erfolgreich der eigenen Gemeinschaft zubrachte. Dieser Gewinn konnte größer oder kleiner ausfallen, je nachdem, ob man mehr oder weniger von den erhandelten Gütern für seine Gegengabe bekommen hatte. Aber wenn man nur überhaupt das Gewünschte erhandelt hatte, war es *in jedem Fall* Gewinn, immer nur Gewinn. Um aus einem *Weniger* an erhandelter Ware einen *Verlust* zu machen, hätte man, wie wir es heute unwillkürlich voraussetzen, die Waren auf beiden Seiten nach Wert bemessen und diese Werte dann gegeneinander verrechnen müssen. Bei einer Bemessung und Verrechnung nach Wert *muss* es so auch zu Verlusten kommen, es kann nicht anders sein. Wo es also *nicht* zu solchen Verlusten kommt, über Jahrtausende nicht, kann es keinen Wert und kann es keine Bemessung nach Wert gegeben haben.

Doch da wird mir eingewandt und auch das kann nicht anders sein: Wert als ein gemeinsames Drittes zu bestimmen, das sich in allen Dingen finden soll oder in ihnen gesehen werde, sei „natürlich Unfug“. Wert nämlich wäre „gerade nicht substantiell als ein Drittes zwischen den Dingen, sondern eben nur als die Beziehung zwischen ihnen zu denken“. Das habe „Marx richtig gesehen“. O nein, verehrter Meister, das, meine ich, haben Sie so nicht gesehen! Wir aber sehen: Hier beharrt einer – gegen mich und zugunsten von Marx – auf eben dem Unfug, den wir alle so wunderbar unwillkürlich voraussetzen: Wert wäre *immer schon* gegeben, sobald nur Dinge zueinander in Beziehung gebracht würden. Wert wäre ja „nur“ diese „Beziehung zwischen ihnen“ selbst, nichts weiter. Es bräuchte also nichts weiter als die Dinge selbst und Leute, die sie in Beziehung setzen, und schon hätten wir es mit Wert zu tun: Er wäre damit auf der Welt, sobald es nur Dinge und Leute gibt – also in diesem Sinn *schon immer*. So erübrigt sich selbstverständlich jede weitere Erklärung und Herleitung, die man für ihn suchen müsste. Da würde also jemand Äpfel und Birnen vergleichen, sie zueinander in Beziehung setzen und schon zeige diese Beziehung, diese reine Beziehung zwischen reinen Geschöpfen, ihr *wertförmiges* Angesicht, das etwa lauten würde: 3,99 zu 4,50. Lautet so die Beziehung zwischen den Dingen „nur“ als solchen? Unfug.

Jahrtausende lang messen die Menschen tatsächlich nur Ding an Ding, setzen sie wirklich nur Ding zu Ding in Beziehung. Und dafür müssen sie nur einerseits diese Dinge selbst und andererseits sich im Verhältnis zu ihrem Gegenüber abschätzen können und kommen allein so zu einem Ergebnis, in welcher Menge welches Ding jeweils eines anderen würdig und beiden Seiten angemessen ist. Nachweislich aber kommen sie auf diese Weise *nicht* dazu, in jedem Ding jeweils außerdem noch ein Quantum zu sehen, das dies Ding gerade *nicht* ist. Denn ein solches Quantum ist der Wert. Das hat Marx gesehen; er nennt Wert ausdrücklich „ein Gemeinsames von derselben Größe“, wohlgerne *derselben* in den „verschiedenen Dingen“, und dasjenige „Dritte“, dem sie *alle* „gleich“ seien. Und Marx weiß daher auch, dass Wert „nur verschiedener Quantität sein“ kann, also ausschließlich *quantitativ* bestimmt ist, rein als *Quantum*. Eine einfache logische Notwendigkeit: Wenn Wert allen möglichen qualitativ unterschiedlichen Dingen als das nicht-unterschieden Selbe zukommen soll, kann er selbst keinerlei Qualität aufweisen, sondern kann er einzig als Quantum fungieren. Und in eben diesem Quantum haben die Menschen *nicht* gedacht, nach diesem Quantum haben sie *nicht* gehandelt, mit eben diesem Quantum sind sie *nicht*

umgegangen – niemals und nirgends, bevor in Europa, nicht umsonst, das Mittelalter zu Ende ging. Dieses Quantum „Wert“ weisen die Dinge nicht auf, einfach indem man sie zueinander in Beziehung setzt. Eine Beziehung zwischen den Dingen nur als solchen weist keinesfalls diese *Form* von Wert auf. Dass sie es täten, kann nur vertreten, wer sich – für einen Marx-Anhänger besonders bitter – über die Wertform nicht im Klaren ist.

Marx ist sich über sie im Klaren und hat Wert insofern richtig gesehen. Aber leider endet damit auch, was Marx in dieser Hinsicht richtig gesehen hat. Denn zunächst: Was sein Fürsprecher mir vorhält, Wert als jenes gemeinsame Dritte für „substanziell“ zu halten, das genau tut Marx – und ich darf sagen: ausdrücklich im Gegensatz zu mir. Marx ist es, der explizit von einer „Substanz“ des Wertes spricht, und er macht sie bekanntlich sogar, fündig geworden, zu nichts Geringerem als zur Grundlage seines gesamten großen Werkes. Wert, so meint Marx, wäre nicht rein dieses Quantum, sondern wäre Quantum *von etwas*, Erscheinungsform „eines von ihm unterscheidbaren Gehalts“: Wert soll *in etwas* bestehen. Marx' Begründung: Es „kann überhaupt nur“ so und nicht anders sein. Marx also *setzt voraus*, Wert hätte eine Substanz,

Matthes & Seitz Berlin



Ein revolutionär neuer Blick
auf die Entstehung und
das Wirken einer Übermacht,
die über unser aller Leben
bestimmt.

Eske
Bockelmann

DAS GELD



Eske Bockelmann
Das Geld. Was es ist, das uns beherrscht
368 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-95757-846-4
Euro 28,00 (D) / Euro 28,80 (AT)

dann sucht er eine solche Substanz und unweigerlich findet er, was er vorausgesetzt hat: „Sieht man nun vom Gebrauchswert der Warenkörper ab, so bleibt ihnen nur noch *eine* Eigenschaft, die von Arbeitsprodukten.“ Das hält logisch keinen Augenblick lang stand, aber es bedient die Voraussetzung, die Marx gemacht hat, und bietet dem Wert die gewünschte, ja benötigte Substanz. Denn so sagt Marx: „Diese Dinge“, ausschließlich Produkte menschlicher Arbeit, wären „Kristalle dieser ihnen gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Substanz“ und wären dank dieser ihrer Substanz „Werte“.

Lassen wir an dieser Stelle einmal völlig beiseite, wofür sich Marx da als Werts substanz entschieden hat. Der Fehler liegt tiefer – und er ist uns wohlvertraut. Eine Substanz von Wert *muss* Marx nämlich voraussetzen, wenn auch er, wie wir alle, Wert zu Unrecht *schon immer*, nämlich *unmittelbar* für gegeben hält. Für ihn liegt unmittelbar, schon beim einfachsten Tausch Ware gegen Ware, Wert in diesen Waren. Bereits seine berühmte Gleichung für die von ihm nur „einfache“ genannte „Wertform“ – die allerdings logisch, da sie von beliebigen Waren A und B gelten soll, schon vollständig mit jener „allgemeinen“ übereinstimmt, die Marx erst umständlich daraus extrapoliert – setzt zwei Waren im Tausch einander fraglos als *Werte* gleich. Ihr „Austauschverhältnis“, das sie als Werte erweise, nennt Marx zwar ein „gesellschaftliches Verhältnis“, aber er trifft nicht die mindeste, möglicherweise gar historische Unterscheidung einer bestimmten *Art* von Gesellschaft. Sofern also nur überhaupt eine Gesellschaft Waren tausche, träten sie für Marx als Werte auf. Es bräuchte nichts sonst als Waren und Leute, die sie tauschen, und *eo ipso* hätten die Waren *immer schon* ihren Wert. Deshalb benötigt auch Marx keine Erklärung für das Entstehen von Wert, sondern benötigt er, für seine Erklärung für das Entstehen von Geld, stattdessen eine Substanz, in welcher der Wert bestünde. Die historische Tatsache, dass zu Zeiten – und zu überaus lange währenden Zeiten – Waren getauscht werden und gleichwohl *nicht* als Werte „erscheinen“, ist Marx unbekannt, ja ist ihm unerreichbar; wie wir alle ist auch er für sie blind. Wenn aber damals Waren tatsächlich nicht Werte oder Wertträger waren, kann Wert keine Substanz haben, die es damals gegeben hätte. Und umgekehrt: Wer verkehrterweise voraussetzt, dass es Wert bereits so lange gäbe wie die Dinge, die ihn „tragen“ sollen, muss dem Wert verkehrterweise eine solche Substanz zusprechen.

Und jetzt bitte keine Empörung. Natürlich kenne ich die rettende Idee, die hier unsereins für den ernsthaft verehrten Kritiker der politischen Ökonomie parat hält: Marx hätte im *Kapital* bei seiner Herleitung des Geldes keineswegs ahistorisch von Waren in *irgendeiner* Gesellschaft, sondern historisch speziell in der *kapitalistischen* gehandelt. Die Idee ist sehr verständlich: Denn tatsächlich, so wird sich zeigen, erscheinen Waren in Wahrheit nur unter *kapitalistischen* Bedingungen als die Werte, als welche sie Marx dort voraussetzt. Nimmt man diese Idee seiner Verteidiger allerdings ernst, so wären Marx' berühmte Ausführungen zur „Entwicklung des im Wertverhältnis der Waren enthaltenen Wertausdrucks von seiner einfachsten unscheinbarsten Gestalt bis zur blendenden Geldform“ gleichwohl, gelinde gesagt, ein Witz. Der große Theoretiker des Kapitals sollte meinen, dass es kapitalistisch zugehe, wenn jemand Leinwand gegen einen Rock eintauscht? Es sollte ihm unbekannt sein, dass im Kapitalismus nicht Ware gegen Ware, sondern Ware gegen Geld getauscht wird – und dass das nicht Jacke wie Hose ist, sondern einen gewaltigen Unterschied macht? Er sollte logisch so gottverlassen wenig auf dem Kasten gehabt haben, dass er seine *Herleitung* des Geldes im Kapitalismus spielen lässt, der doch ohne die *Voraussetzung* von Geld gar nicht erst zu denken ist? Ich möchte Marx dergleichen nicht unterstellen.

Aber es sei, und mag Marx in dieser Herleitung im Übrigen noch so viel geschrieben haben, was nicht in eine kapitalistische Gesellschaft passt: Nehmen wir an, Marx hätte sie dennoch gemeint. Dadurch würde die Sache wie gesagt nur noch schlimmer. In kapitalistischen Verhältnissen geht es mit Geld zu, in einer kapitalistischen Gesellschaft gibt es notwendig bereits Geld. Demnach wäre dort auch bei einem Tausch von Waren ihr Bezug auf Geld bereits notwendig mitgedacht, mitsamt ihrer Gleichsetzung als Werte, die es so lange nicht gegeben hat. Auf diese Weise aber ist das Geld mit der Voraussetzung einer kapitalistischen Gesellschaft bereits vorausgesetzt in dem Warentausch, mit welchem Marx seine Herleitung beginnt. Das Geld, von dem Marx doch vollmundig verspricht „zu leisten, was von der bürgerlichen Ökonomie nicht einmal versucht ward“, den Nachweis seiner „Genesis“, wäre er also schon vom Anfang seines Nachweises an logisch gegeben. In der Gleichung $x \text{ Ware A} = y \text{ Ware B}$ steckt mitsamt dem Wert auch das Geld bereits in den Waren, ist es *der kapitalistischen Sache nach* in ihnen vorausgesetzt

und lässt sich *deshalb* so ohne Weiteres daraus hervorzaubern. Von „Genesis“ kann da keine Rede sein. Auch wenn wir den Nachweis, den Marx führt, statt historisch nur wieder „rein logisch“ verstehen: Wer logisch herleitet, was er dafür voraussetzt, leitet es nicht her, sondern begeht einen Zirkelschluss – begeht einen schweren logischen Fehler.

Wie gesagt, ich möchte ihn Marx nicht anlasten. Denn dass er den Wert, den er bei Waren voraussetzt, nicht historisch denkt und nicht historisch situiert, sondern in seiner Substanz allen Zeiten unterstellt, das stellt Marx leider auch selbst unter Beweis. Er tut es, indem er oberlehrerhaft einem antiken Denker weist, was der von seiner Zeit nicht, Marx aber richtig begriffen hätte. Marx katechisiert den Aristoteles in Sachen „Wert“, weil Aristoteles beim Tausch von Waren nicht darauf kommt, als ihre „gemeinschaftliche Substanz“ die von Marx dafür gefundene „menschliche Arbeit“ zu erkennen: „Aristoteles sagt uns also selbst, woran seine weitere Analyse scheitert, nämlich am Mangel des Wertbegriffs.“ Den hat Marx und den hat Aristoteles nicht. Marx weiß also anders als der scharfsinnige antike Mensch, dass es in der Antike *Wert* gegeben, dass die antike Ware *Wert* getragen und dass *Wert* zu seiner Substanz das genannte *etwas* gehabt hätte. Und damit hat Marx, wie wir inzwischen wissen, gegen Aristoteles entschieden Unrecht.

Und nun zunächst: Marx weiß ja aber auch, dass in der Antike *keine kapitalistische* Gesellschaft bestand. Folglich sieht er den Wert und seinen Wertbegriff, den er in der Antike sieht, unmissverständlich auch *außerhalb* kapitalistischer Gesellschaften für gegeben an. Für Marx bestünde Wert historisch schon lange, bevor es zu Kapitalismus kommt, und zwar eine *unbestimmt* lange Zeit vorher: Marx denkt nicht daran, ein historisches Auftreten des Werts zu bestimmen oder zu untersuchen.

Wichtiger jedoch ist noch etwas anderes, das uns zugleich weiterführen wird. Marx hat Unrecht gegenüber dem antiken Denker, da er den Wert wie wir alle *ahistorisch* voraussetzt und daher blind auch in die Antike retrojiziert. Den Wertbegriff, den Marx hat, hat Aristoteles völlig *zu Recht* nicht. Das Zeugnis eines „Mangels“, den ihm der Herr Oberlehrer ankreidet, verdient er nicht, sondern stellt umgekehrt jenem ein klares „Mangelhaft“ aus. Aristoteles kennt seine Zeit, wie auch nicht, und er beschreibt sie mit einer Scharfsicht, die

ganz offensichtlich den Horizont seines neuzeitlichen Kritikers übersteigt – ebenso wie leider denjenigen seiner neuzeitlichen Lobredner.

Zu dem Kritiker: Aristoteles bestimmt auch jenes „gemeinsame Dritte“ *richtig*, das Marx ihm vorhält nicht als „menschliche Arbeit“ erkannt zu haben. Aristoteles fragt sich, wie ein Tausch ungleicher Dinge möglich ist, wenn mit diesem Tausch Gerechtigkeit zwischen den Tauschenden erlangt werden soll, griechisch „Gleichheit“; denn die Menschen sind für die Antike nicht gleich. Was also, fragt Aristoteles, ist das „gleiche“ und gemeinsame Dritte aller Dinge, auch Waren, wenn man dafür von all ihren ungleichen Bestimmungen absehen muss? Marx übersetzt die Antwort des Aristoteles unbrauchbar als das „praktische Bedürfnis“ und als dieses wurde es dank Marx millionenfach falsch besprochen. Die Antwort des Aristoteles lautet im Original *chreia*: Sie ist die gemeinsame Eigenschaft der „Dinge“, griechisch der *chrēmata*. Ja, denn *chrēmata* heißen sie nach der Wurzel *chre/chrē* eines griechischen Verbs, das „gebrauchen“ und „brauchen“ heißt, und so benennt das Griechische die Dinge als das, was man gebrauchen und benötigen kann. Folglich ist *chreia*, von derselben Wurzel abgeleitet, nichts anderes als die Eigenschaft, gebraucht und benötigt zu werden. Wohlgemerkt: Sie ist nicht die Bestimmung von „Wert“, den es in der Antike und folglich auch für Aristoteles nicht gibt. Sie ist aber ohne Zweifel das eine Gleiche und Gemeinsame aller Dinge, solange eben wirklich *nur* Ding an Ding bemessen und *nicht* noch Wert in ihnen gesehen wird oder Wert als ihre Beziehung im Tausch „erscheinen“ soll.

Und nun kann ich es Marx leider nicht ersparen: Sie wäre gleichwohl auch die logisch richtige Antwort, wenn er formuliert: „Sieht man nun vom Gebrauchswert der Warenkörper ab, so bleibt ihnen nur noch *eine* Eigenschaft, die von Arbeitsprodukten.“ Nein, wenn es nur darum geht, von ihrem „Gebrauchswert“, von sämtlichen qualitativen Eigenschaften der Waren abzusehen, dann bleibt genau nur diese Eigenschaft: gebraucht und benötigt zu werden. Das wäre die logisch richtige Antwort, eben diejenige, die Aristoteles zu Recht auf *seine* Frage findet. Diese Antwort aber trifft offensichtlich nicht auf den Wert zu, sie verfehlt ihn, *chreia* ist keinesfalls Wert. Das aber heißt: Als Marx nach der Substanz von Wert fragt, von der für seine Theorie so unendlich viel abhängt, stellt er bereits die Frage logisch falsch; er *fragt nicht richtig* nach dem Wert – deshalb wäre auf seine

Frage eine falsche Antwort, eine Antwort, die den Wert verfehlt, die richtige.

Der Fehler, um ihn für jetzt nur ganz kurz zu benennen, besteht darin, dass sich Marx auf der Suche nach seiner Werts substanz einer Abstraktion bedient, die lediglich von einer Sache Eigenschaft für Eigenschaft abzieht, Abstraktion im Wortsinn und eine Abstraktion, die natürlich zum Beispiel auch der Antike geläufig ist. Wert jedoch erfordert und entsteht durch eine Abstraktion völlig anderer Art, durch eine neue *Form* von Abstraktion. Diese kennt nicht die Antike und nicht das Mittelalter – und leider ist sich auch Marx ihrer nicht bewusst. Wir werden noch zu ihr kommen.

Nun aber zu den Lobrednern des Aristoteles. Dem großen Denker wird heute nachgerühmt, sich als Erster gründliche Gedanken über das Geld gemacht und das Geld sogleich gründlich kritisiert zu haben. Aristoteles aber schreibt gar nicht über Geld – er schreibt darüber keine einzige Silbe. Er schreibt nicht über Geld, weil er Geld nicht kennt. Er schreibt unter anderem von Münzen. Und selbstverständlich, weil *wir* ja wissen, dass Münzen, weil „noch heute eine typische Geldform“, *schon immer...*

Was aber vom Wert gilt, gilt auch vom Geld: Keine Zeit, bevor mit seinem Auftreten in Europa die Neuzeit anbricht, kennt es. Keine Zeit hat bis dahin einen *Begriff* von Geld, keine geht mit einer *Sache* um, die Geld wäre und sich wie Geld verhielte. Und warum geht dann alle Welt heute davon aus, es hätte damals Geld gegeben? Warum gibt es heute niemanden, für den es in der Antike oder gar bei den Hominiden *nicht* Geld gegeben hätte? Warum sind sich darin alle, alle fraglos einig? Antwort: Weil wir alle, alle fraglos voraussetzen – ich bitte mir den Sermon dieses weitere Mal ersparen zu dürfen. Wert entsteht erst in eins mit dem Geld und Geld in eins mit dem Wert. Und noch einen Schritt weiter. Die verständliche Idee, in Marx' Herleitung des Geldes sei spezifisch von der *kapitalistischen* Ware die Rede, obwohl Marx sie dann nicht spezifisch so verortet, würde bedeuten, dass auch der *Wertbegriff*, den Marx an ihr entwickelt, spezifisch kapitalistisch ist: dass Wert ausschließlich in die *kapitalistische Gesellschaft* gehört. Es hieße, dass Wert ausschließlich in der kapitalistischen Gesellschaft auftritt, nicht vorher, nicht außerhalb, nicht jenseits von ihr. Sie und mit ihr das *Kapital*, das einem großen Werk den Namen gibt, entsteht in eins mit Geld und Wert.

Ist dem so? Ich sage: ja! Also müssen wir uns fragen: *wie* und *wann*. In den überaus langen Zeitläuften, die vor dem Aufkommen von Geld und Wert liegen, leben die Menschen nicht vom Tausch. Was sie zum Leben benötigen, erhalten sie nicht hauptsächlich, indem sie es von anderen kaufen müssen. Die meisten versorgen sich autark oder vielmehr als die Glieder eines Gemeinwesens, das die Seinen über ein dichtes Geflecht persönlicher Verpflichtungen und Abhängigkeiten redistributiv an der allgemeinen Versorgung teilhaben lässt. Was man dort außerdem über Kauf und Verkauf bezieht, spielt grundsätzlich nur eine Nebenrolle, betrifft lediglich einen kleinen Teil der Güter oder spielt sich am Rande der Gemeinschaft ab. Und so bleiben auch die Dinge, die gekauft und verkauft werden, eben dies, *nur Dinge*. Sowenig die *Leute* auf Kauf und Verkauf angewiesen sind, so wenig sind unter diesen Bedingungen die *Dinge* darauf angewiesen, jeweils weiter zu Kauf und Verkauf zu dienen. Und das gilt auch für Münzen, die sehr wohl in dem einen Moment zum Tausch und schon im nächsten wieder als das Metall genutzt werden können, das sie sind. Das eine Mal sind sie Tauschmittel, das andere Mal eben nicht.

Diese Bedingungen, wie vielgestaltig sie sich in den verschiedenen Gemeinwesen auch ausprägen mögen, sind außerordentlich stabil und konstant. Nichts an ihnen drängt dazu, dass sie sich „entwickeln“, weg von dem, was sie ausmacht. Es braucht historisch schon eine gewaltige, großflächige Störung, dass diese Art der Versorgung für eine ausreichend bedeutende Menge von Menschen bricht. Aber zu einer solchen Störung kommt es einmal, und zwar im Europa des Mittelalters. Ich werde hier die Einzelheiten nicht einmal andeuten, sie sind in meinem Buch aufgeführt. Das Ergebnis ist jedenfalls, dass große Gruppen aus dem feudalistischen Zusammenhang herausfallen, was unter anderem bedeutet, dass sie nicht mehr über ihre Abhängigkeit von einem Feudalherrn mitversorgt werden. Diese Menschen sammeln sich insbesondere in einer Vielzahl neuer Städte, die dafür eigens gegründet werden, beziehungsweise sind es die Herrschenden, die sie mit großem Nachdruck auch in diese Städte drängen. Und dort, abgeschnitten also von der sonst über *persönliche* Verpflichtungen und Abhängigkeiten vermittelten Versorgung *innerhalb* eines Gemeinwesens, sind sie als gesamtes *eigenes* Gemeinwesen angewiesen auf eine *unpersönlich* vermittelte: auf die Versorgung über Kauf und Verkauf. Sie bilden die ersten *Gesellschaften, die von Kauf und Verkauf leben* –

weil sie davon leben müssen: weil sie der sonst so stabil und konstant vorwaltenden Versorgung beraubt sind.

Die Menschen, die zu dieser Art von Gesellschaft zusammengeschlossen werden, sind zu einem historisch ersten Mal *alle* darauf *angewiesen*, sich mittels *Kauf und Verkauf* am Leben zu erhalten. Für sie besteht die *Lebensnotwendigkeit*, einerseits etwas zu *kaufen*, um an benötigte Waren zu kommen, und andererseits, etwas zu *verkaufen*, um an das dafür benötigte Tauschmittel zu kommen. Und diese Notwendigkeit besteht in einer solchen Gesellschaft eben *allgemein*, nicht nur für den einen oder anderen, sondern für alle. Das bedeutet: Jeder trifft mit der Notwendigkeit, die *für ihn* besteht, zu Ware und Tauschmittel zu kommen, auf dieselbe Notwendigkeit, die *für alle anderen* besteht, entsprechend zu Tauschmittel und Ware zu kommen. Die allgemeine Notwendigkeit, *mit Tauschmittel* Ware kaufen zu können, trifft auf *dieselbe* allgemeine Notwendigkeit, *für Tauschmittel* etwas als Ware verkaufen zu können. Das heißt, das Tauschmittel selbst besteht mit allgemeiner, nämlich gesellschaftlich universaler Notwendigkeit. Und so besteht es hier zum historisch ersten Mal.

Die gesellschaftlich universale Notwendigkeit von Kauf und Verkauf – und erst sie – wird so zu dem gesellschaftlich universal benötigten Tauschmittel. *Jetzt* darf es nicht mehr nur im einen Moment als Tauschmittel dienen und im nächsten damit aufhören; es wird ständig, kontinuierlich, eben universal benötigt. Das Tauschmittel darf und muss *nur* noch Tauschmittel sein: nicht mehr *etwas*, das *auch* als Tauschmittel dienen kann, kein *Ding* mehr, das sich nur *außerdem* noch tauschen lässt. Es ist, *in der Form dieser gesellschaftlichen Notwendigkeit*, also *nichts mehr sonst* als Tauschmittel, es ist *ausschließlich* Tauschmittel, *reines* Tauschmittel. Und dieses *reine* Tauschmittel ist, als ein gesellschaftliches Verhältnis, Geld.

Der historische Umschlag in dieses neue Verhältnis vollzieht sich gut belegbar im Verlauf des sogenannten ‚langen‘ 16. Jahrhunderts. Jetzt erst, in Europa, wo sich der Umschlag vollzieht, *werden* Münzen zu Geld – und müssen sie sich daraufhin noch gründlich wandeln, um der Geldform schließlich zu entsprechen. Denn nun macht ihr dingliches Dasein in seinem Widerspruch zu dieser Form sogleich erhebliche Schwierigkeiten. Zum größten Teil jedoch tritt Geld ohnehin von Anfang an in der ihm entsprechenden Form auf, als Kredit:

zunächst in einer Unzahl inoffizieller Kredite, bevor es mit ihnen rasch auch staatlich kontrolliert zugeht.

Die Geldform aber ist die von *Wert*. Mit Geld, als dem gesellschaftlich universalen Verhältnis, entsteht ja erst das *eine* Gemeinsame, gegen das *alle* Waren *getauscht* werden. Jetzt erst gibt es dieses eine gemeinsame „Dritte“, jetzt *dürfen* wir, nein, *müssen* wir es voraussetzen. Nur Geld, das *eine*, nämlich *reine* und also *nicht dingliche, nicht qualitativ bestimmte* Tauschmittel lässt sich bei seinem Tausch in Ware folglich auch nicht mehr *qualitativ* Ding an Ding *schätzen*. Sondern, rein quantitativ bestimmt, lässt es sich den Waren auch nur gleichsetzen: *als reines Quantum*, in Wertform. Es besteht *als Wert*, es besteht in der Wertform: Mit Geld erstet sie, in eins mit dem Geld entsteht der Wert.

Indem wir aber Waren mit Geld *gleichsetzen, setzen* wir, sie wären dem Geld insofern *gleich*: Die Waren wären auch *selbst* Wert, sie *hätten* Wert. Wir müssen diese Setzung leisten, wenn wir mit Geld umgehen. Unser Denken muss sie leisten. Denn das übernehmen nicht etwa die Dinge oder Waren als solche für uns oder „nur“ ein „Verhältnis zwischen den Dingen“ selbst. Unfug. *Wir* setzen Wert in den Waren, wir sind es, die Wert in die Waren *hineinsehen* und hineinsehen *müssen* – unwillkürlich, wie unter Zwang. Oder nein, nicht bloß *wie*, sondern *wirklich* unter Zwang, unter dem *wirklich* bestehenden, einem unerbittlichen Zwang müssen wir „Wert“ Tag für Tag, Stunde für Stunde, Sekunde um Sekunde in diesem Sinne *leisten* – unter dem Zwang, der in einem gesellschaftlichen Verhältnis besteht und der da heißt: Geld.

Aber damit fängt ja alles erst an.

ESKE BOCKELMANN ist klassischer
Philologe und Germanist

Da es mir hier nicht darum geht, irgendjemanden vorzuführen, verzichte ich in diesem Beitrag auf einen Nachweis der Zitate. Sie sollen nichts belegen, sondern liefern bloß Beispiele für allgemein verbreitete Ansichten. Und wenn ich bei Marx-Zitaten keine Stelle angebe, dann aus dem einfachen Grund, dass ich sie für satzsaftig bekannt halte.

Franz Nahrada

Make Villages Not War

Seit dem 24. Februar 2022 wird nicht nur in der Ukraine gebombt und geschossen, sondern es brechen auch über Generationen mühsam aufgebaute geistige Gebäude, mühsam gewonnene Einsichten und Weltsichten wie Kartenhäuser zusammen. Gerade noch eben wussten viele, dass die bestehende politische, soziale und ökonomische Ordnung der Welt ein hundertprozentig garantierter Weg ist, unsere planetaren Probleme nicht zu bewältigen und am Projekt der Menschheit zu scheitern. Gar nicht so wenige meinten auch, dass diese Ordnung am Zusammenbrechen ist, dass nur ein globales kooperatives Projekt der totalen Transformation hier noch Abhilfe schaffen kann. Und einige wussten schon, dass der Zusammenbruch von den Rändern des warenproduzierenden Welt-systems ausgeht, dort wo sich die Verluste und Schäden akkumulieren und mittlerweile nicht nur das Leben von Menschen, sondern den planetaren Stoffwechsel schlechthin zerstören. Und sie wussten auch, dass eine hegemoniale Weltordnung darüber wacht, dass das alles so bleibt, dass überlegene Gewalt die Bedingung aller Geschäfte ist und diese Weltordnung darauf basiert, dass aller natürliche und gesellschaftliche Reichtum weltweit der Vermehrung des Kapitals dienlich zu sein hat.

Sehr viele wussten zumindest das: dass im Falle des Misslingens der wechselseitigen Benutzung von Staaten die Aufkündigung des Zustands namens Frieden, in dem alle Kriegsgründe geschaffen werden, immer eine Option ist. Dass Staaten Armeen unterhalten und im Fall des Falles alle von ihnen eingerichteten Privatverhältnisse und Privatbefindlichkeiten durch staatliche Verfügung aufzuheben imstande sind. Dass Staaten für die Erhaltung ihrer Macht, die die ultimate Bedingung aller Geschäfte ist, diese Geschäfte auch unterbin-

den können, allen gesellschaftlichen Reichtum samt Leib und Leben ihrer Untertanen zur Verteidigung zwangsverpflichten, mit brutaler Gewalt Gehorsam im Inneren erzwingen und jeden Einwand zum Hochverrat erklären können.

Und ausgerechnet das absehbare „präventive“ Aufbegehren eines staatlichen – nämlich des russischen - Selbstbehauptungswillens, der im Besitz der dazu nötigen Gewaltmittel inklusive Atom-bomben ist und dem sein lokaler Imperialismus vulgo „Einflusssphäre“ durch konsequente Einkreisungspolitik über Jahrzehnte bestritten wurde, der russische Einmarsch in die Ukraine also, scheint diese Einsichten zu Fall zu bringen! Ausgerechnet deswegen, weil einen das staatlich sanktionierte Morden erschüttert, soll es die einzig angemessene Reaktion sein, tief im Innern für die eine – nämlich die „liebe Nato“, wie Jungmädchen auf der Wiener Demo skandierten, und gegen die andere – „Monster Putin“ – Seite zu sein? Man erfährt, was die Privatperson im Krieg zählt, nämlich gar nichts, und wünscht dem Krieg nicht das sofortige Ende, sondern die intensiviertere Fortsetzung mit richtigem Ausgang? Gehts noch? Plötzlich soll die bestehende Weltordnung, die wir in den letzten Jahrzehnten in aller Brutalität zuschlagen sahen, eine positive Bedingung für all das sein, was sie gerade mit aller Wucht von der Tagesordnung absetzt, weil sie sich weder von „Sustainable Development Goals“ noch von sonstwas abhängig macht. Aggressiver als je zuvor – zumindest seit den sechziger Jahren – werden wir aufgefordert Partei zu ergreifen fürs Benzin-ins-Feuer-Werfen, Waffen liefern und ja keinen Kompromiss mit „Putin“ auch nur für wünschenswert zu halten. Schlussien mit Russland!

Eines steht fest: Aufrüstung wird den Frieden nicht sichern, sondern uns endgültig daran hindern, unsere Lebensweise auf diesem Planeten entscheidend umzubauen. Ernsthaft: die Zeit der Weltmächte, die sich in überreichlichem Maß Gewaltmittel verschafft und deren Einsatz auch

Aufrüstung wird den Frieden nicht sichern, sondern uns endgültig daran hindern, unsere Lebensweise auf diesem Planeten entscheidend umzubauen.

schon durchgeplant und vorbereitet haben, um auf einer finalen Stufe als „Kollateralschaden“ ihrer kriegerischen Kollision einen Großteil der Menschheit umzubringen und die Lebensbedingungen auf der Erde zu zerstören – eine „Eskalation“, von der beide Seiten versichern, dass sie nie stattfinden darf und mit der genau so ständig gedroht wird – diese Zeit der Weltmächte müsste vielmehr raschest zu Ende gehen, bevor es endgültig zu spät ist. Weil es keine größere Gefahr für Natur und Mensch gibt als den Kampf der Imperi-

en, ihre Ansprüche, ihre Geschäfts- und Gewaltmittel und ihre totale Rücksichtslosigkeit in ihrer wechselseitigen Konfrontation. Stattdessen sehnt sich jetzt Hinz und Kunz nach einer „Weltmacht Europa“! Angeblich weil es ja so „alternativlos“ ist! Und um das Maß voll zu machen, sind es ausgerechnet Linke und Grüne, die im vollen Bewusstsein ihres Durchblickertums und ihrer überlegenen Werte die größten Scharfmacher geben.

Ich habe mich seit Jahrzehnten aus der organisierten und auch diskursiven Linken zurückgezogen, weil ich der festen Ansicht bin, dass es für die Überwindung des herrschenden Bewusstseins nicht ausreicht, sich die Defizite der bestehenden Ordnung vor Augen zu führen. Kritik bleibt ohnmächtig, wenn sie nicht mit einer Vision und einer pragmatischen Perspektive zur Umsetzung dieser Vision verbunden ist. Und die Vision wie die Kritik müssen von Sachkenntnis, von wissenschaftlichen Einsichten verbunden mit einer soliden Vorstellungskraft getragen sein. Sie müssen die Wurzeln des Zukünftigen, seine Keimformen im Bestehenden einbeziehen, genauso wie sie die Defizite, die noch zu erledigenden Aufgaben für die zu bauende Welt im Blick haben müssen. Sie müssen eine starke und überzeugende Grundgestalt aufweisen, die Lösungen für eine ganze Welt tragen kann. Und sie müssten mit allen Mitteln der politischen Kunst, von Diplomatie bis hin zum gewaltfreien Widerstand, in die Welt gebracht werden.

Diese Grundgestalt besteht für mich in der planetaren Kooperation für die Arbeit am Lokalen, wie sie das scheinbare Oxymoron von den „globalen Dörfern“ ausdrückt. Nur die zunehmende Aufmerksamkeit auf die Gestaltung des Lokalen, unserer Lebensräume, ist die einzige langfristige Friedensperspektive, die diese Welt hat. Denn wenn wir unsere Nachbarschaft, unser Dorf, unsere Gemeinde und unsere Region als stellvertretend für eine Zelle oder ein Zellgewebe in einer gesunden Erde sehen und darauf hinarbeiten, ein Beispiel zu geben, dann tragen wir dazu bei, dass überall Modelle eines guten Lebens für alle entstehen können. Noch nie konnten wir besser gemeinsam als globales Gehirn an der Lösung der mannigfaltigsten lokalen Probleme arbeiten, und noch nie lag es so nahe, alles Wissen zu teilen, weil sich damit alle Gemeinschaften und Gesellschaften auf der Welt immer besser und intensiver nach innen entwickeln können. In diesem Sinn: Make Villages, Not War! We will rebuild a peaceful world from the grassroots!



Alexander Neupert-Doppler
Organisation
Von Avantgardepartei bis Organizing

Reihe: BLACK BOOKS, 332 Seiten, kartoniert,
19,80 EUR (D), ISBN 3-89657-194-X

«Organisation ist die Form der Vermittlung zwischen
Theorie und Praxis.» (Georg Lukács 1922)

Wir leben in einer Zeit der Krisen. Die Abschottung Europas, Rechtspopulismus, Corona, sexistischer Backlash, Sozialabbau und Umweltzerstörung erfordern eine wirkmächtige Vorwärtsverteidigung: Organisation! Aber wie? Das Buch schafft einen Überblick über 100 Jahre Organisationsdebatte in der deutschsprachigen Linken. Es werden sowohl

traditionelle als auch dazu oppositionelle Organisationsformen anhand herausragender Theoretiker*innen vorgestellt und diskutiert. Dabei geht es nicht nur um Ideengeschichte, sondern um die Bedeutung von Organisationen aus der Perspektive Politischer Theorie / Philosophie. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den deutschsprachigen Organisationsdebatten seit Beginn des 20. Jahrhunderts. Der Bogen wird gespannt von Rosa Luxemburgs Partei über Gustav Landauers Genossenschaft zu Rudolf Rockers Gewerkschaft, Otto Rühles Betriebsorganisation, Herbert Marcuses Bewegungsorganisation und Saul D. Alinskys Basisorganisation.



www.schmetterling-verlag.de

Lorenz Glatz

„...dass Putin besiegt wird“

Ratspräsident Charles Michel formulierte beim jüngsten Treffen für die EU-Staats- und Regierungschefs als aktuelle Hauptaufgabe der EU, „dass wir vor allem dafür sorgen müssen, dass Putin besiegt wird“. Das sei für die künftige Sicherheit in Europa und in der Welt essentiell. (*Wiener Zeitung*, 24.3.2022). Das klingt angesichts des Einmarsches Russlands in die Ukraine schon fast nach „Heißem Krieg“.

Der Sieg über Russland, wer auch immer es gerade regieren sollte, ist mit dem Ende des „Kalten Kriegs“ vor dreißig Jahren leichter vorstellbar geworden. Der von seinen Betreibern „Realsozialismus“ genannte eher schattenhafte Staatskapitalismus in Osteuropa war in der Konkurrenz mit der klassisch-kapitalistischen „Marktwirtschaft“ des ökonomisch weit stärkeren Westens gescheitert und hoch verschuldet. Die Vormacht des Ostblocks, die Sowjetunion, war zerfallen, ihr russisches Kernland war zwar immer noch eine Atommacht mit Rüstungsindustrie, aber sonst schon fast nur Rohstoffproduzent, und das sowjetische Militärbündnis, der Warschauer Pakt, war aufgelöst – und das alles binnen dreier Jahre von 1989 bis 1992. Das wurde als Ende der Gefahr eines „Kriegs der Supermächte“, als „neue Weltordnung“ des Friedens in „Demokratie und Marktwirtschaft“, als Ziel und „Ende der Geschichte“ ausgiebig gefeiert und als Chance für einen profitablen Übernahmeboom wirtschaftlich, politisch und militärisch weidlich ausgenutzt.

Das Gegenstück des östlichen Militärpakts, die sich gern als westliches Verteidigungsbündnis bezeichnende NATO blieb jedoch ohne viel Widerspruch „zur Sicherheit“ erhalten und ist inzwischen etwa tausend Kilometer ostwärts an die Grenze Russ-

lands, bis auf 150 Straßenkilometer an St. Petersburg herangerückt. Bis 2004 wurden parallel zur ökonomischen Übernahme dieser Länder durch EU und westliche Investoren die „wiedervereinigte“ DDR, Ungarn, Polen, die inzwischen aufgespaltene Tschechoslowakei, Rumänien und Bulgarien und damit alle ehemaligen Verbündeten der Sowjetunion vollzählig der NATO und EU angeschlossen. Im selben Jahr haben sich diese auch auf die ehemaligen baltischen Sowjetrepubliken Estland, Lettland und Litauen sowie mit Slowenien auf einen Teilstaat des nicht ohne Zutun der NATO gesprengten blockfreien Jugoslawiens ausgedehnt. Bis 2020 kamen mit Kroatien, Montenegro und Nordmazedonien weitere Splitter jenes

Die Vormacht des Ostblocks, die Sowjetunion,
war zerfallen, das sowjetische Militärbündnis,
der Warschauer Pakt, war aufgelöst – und das alles
binnen dreier Jahre von 1989 bis 1992.

untergegangenen Staates und das zuvor ebenso paktfreie Albanien hinzu. Bosnien-Herzegowina ist erst zum Beitrittskandidaten aufgestiegen. Serbien, der Kernstaat des filetierten Jugoslawiens bleibt noch reserviert, schließlich wurde es noch 1999 wegen seines Bestrebens, die Provinz Kosovo gewaltsam (völkerrechtlich zugelassen) in seinem Staatsverband zu halten, von der NATO bombardiert. Die abtrünnige Provinz beherbergt inzwischen auch ohne NATO-Schirm einen US-Stützpunkt für 7.000 Soldaten.

Bemisst man die wirtschaftliche Potenz der NATO-Staaten und der Staaten des neuen russischen Militärbündnisses OVKS nach dem Bruttoinlands-

produkt, so beträgt die Stärke der OVKS nach Kaufkraftparitäten berechnet ein Zehntel, nach US-Dollars ein Zwanzigstel desjenigen der NATO-Staaten. Was das diesbezügliche Verhältnis der Führungsmächte Russland und der USA betrifft, so macht die Ökonomie Russlands ein Achtel bzw. ein Fünftel derjenigen der USA aus, im Vergleich mit Deutschland liegt Russland bei ca. 45 bzw. 90 Prozent. Und was die Rüstungsausgaben betrifft, geben die USA gut zehnmal so viel aus wie Russland und liegt dieses noch hinter Frankreich.

Russland und die Ukraine

„Ohne die Ukraine ist Russland kein eurasisches Reich mehr“, schrieb der Berater des US-Präsidenten Jimmy Carter, Z. Brzezinski, 1997. Spätestens seit der Jahrhundertwende und Putins Präsidentschaft(en) ist die Geduld vor allem der USA mit der Annäherung Russlands an seinen subalternen „rechten Platz“ im Weltsystem der Kapitalverwertung endenwollend. Die bis dahin einigermaßen respektierte „rote Linie“ des imperialen Anspruchs Russlands auf die Ukraine als seine „Einflusszone“ wurde zunehmend überschritten. Der Weg der Ukraine führte von der „orangen Revolution“ von 2003/4 über den „Euromaidan“ neun Jahre später zu einer Art kalten NATO-Anschluss ohne Schirm, aber mit Training und Aufrüstung der Armee, etlichen Rechtsbrüchen und relativ wenig Leichen, aber mit reichlich Geld Richtung Westen, zur EU und NATO. Eine Entwicklung, die den Niedergang der russischen Macht in der Ukraine demonstrierte. Die russische Antwort ist demgegenüber – mangels anderer Mittel – spektakulär und militärisch-blutig: Schüren des Aufstands im Donbass, Annexion der Krim und schließlich die Invasion in die Ukraine. Vom Westen wurde Russland dafür mit würgenden Sanktionen abgestraft. Soweit Nachrichten aus der Welt der kleinen und der großen Mächte und des von ihnen bedienten Kapitals.

Perspektivlosigkeit greift um sich

Für die Menschen in der Ukraine, ob eher russlandnahe oder doch nach Westen ausgerichtet, hatte und hat der Konkurrenzkampf auch nach langen Jahren der Verhandlung keine Perspektiven. Im herrschenden Niedergang des Kapitalismus sind die Arbeitsplätze – andere Aussichten für das Leben sind nicht mehr im Bewusstsein – von einer Freihandelszone mit der EU bedroht, weil

dann die Erzeugnisse der chemischen und Maschinenindustrie, die Stahlproduktion und die von Bauprodukten in der von Russland dominierten Wirtschaftszone nicht gut absetzbar sind – und umgekehrt. Und der Internationale Währungsfonds verlangt für Darlehen bloß zur Bezahlung der ausstehenden Schulden beim selben IWF eine nahezu Verdoppelung der Tarife für Wohnungs- und Kommunaldienstleistungen, das Einfrieren der Gehälter, Renten und Sozialleistungen auf dem aktuellen Niveau, eine deutliche Reduzierung der Staatsausgaben, eine Abschaffung der Steuervergünstigungen für Landwirte und eine Reihe von Anforderungen an die Geldpolitik. EU-Annäherung und eine Wirtschaftsgemeinschaft mit Russland waren ungefähr gleich (un)populär. Die Herausbildung einer immens reichen Oligarchie aus der Parteihierarchie im Übergang zum Privatkapitalismus riss eine tiefe Kluft zwischen Arm und Reich auf und führte in allen Bereichen des Lebens zu wuchernder Korruption.

Das Versprechen, gegen diese Unerträglichkeit des alltäglichen Lebens vorzugehen, ließ schließlich den Komiker und Schauspieler Zelenskyj die Präsidentschaftswahl 2019 gegen den amtierenden Präsidenten Poroschenko mit einem Ergebnis von 73 Prozent gewinnen. Diese Zustimmung sank bis zur russischen Invasion Ende Februar 2022 auf enttäuschende 25 Prozent, um dann mit patriotischen Reden und Gesten wie dem Verbot von Oppositionsparteien steil auf 90 Prozent zu steigen. Die Kriegsreden des Präsidenten schrecken sogar vor der ständigen Wiederholung der Forderung nach einer direkten Konfrontation der NATO mit dem gleichfalls atomar bewaffneten Russland nicht zurück und ignorieren, dass die realistische diesbezügliche Ablehnung der NATO die Soldaten der Ukraine zum Kanonenfutter des „Siegs über Putin“ macht.

Und selbst abseits des Kriegslärms verfängt derzeit die Hysterie. Über Nacht stockte Deutschland seine Militärausgaben um 100 Mrd. Euro auf und selbst in den neutralen Ländern Europas wird nach dem NATO-Beitritt und schleuniger Aufrüstung gerufen. Ein Hauch von Juli 1914 weht durch den Kontinent.

IMPRESSUM

ISSN 1813-3312

MEDIENINHABER UND HERAUSGEBER

Kritischer Kreis

Verein für gesellschaftliche Transformationskunde

Margaretenstraße 71-73/1/23, 1050 Wien

E-Mail: redaktion@streifzuege.org

DRUCK

H. Schmitz, Leystraße 43, 1200 Wien

Auflage: 1.000

COPYLEFT

Alle Artikel der Streifzüge unterliegen, sofern nicht anders gekennzeichnet, dem Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei verwendet, kopiert und weiterverbreitet werden unter Angabe von AutorIn, Titel und Quelle des Originals sowie Erhalt des Copylefts.

REDAKTION

Petra Ziegler, Maria Wölflingseder,

Martin Scheuringer, Franz Schandl,

Severin Heilmann, Lorenz Glatz

Covergestaltung und Layout: zetpe

TRANSFORMATIONS RAT

Christoph Adam (Santiago de Compostela),

Dieter Braeg (Salzburg), Dora de la Vega (Cordoba,

Argentinien), Hermann Engster (Göttingen), Lorenz

Glatz jr. (Wien), Marianne Gronemeyer (Friesenheim),

Peter Klein (Nürnberg), Paolo Lago (Verona), Neil

Larsen (Davis, USA), Massimo Maggini (Livorno),

Stefan Meretz (Berlin), Emmerich Nyikos (Mexiko-

City), Erich Ribolits (+), Gerburg Vermesy (+),

Ulrich Weiß (Berlin)

KONTO

Kritischer Kreis

IBAN: AT87 6000 0000 9303 8948

BIC: BAWAATWW

OFFENLEGUNG

Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent Eigentümer der Streifzüge und an keinen anderen Medienunternehmen beteiligt.

Grundlegende Richtung:

Kritik-Perspektive-Transformation

ABONNEMENTS

Aborichtpreise für 3 Hefte pro Jahr:

1 Jahr 25 Euro / 2 Jahre 45 Euro / 3 Jahre 63 Euro

Mitgliedschaft Trafocub: 144 Euro/Jahr

Streifzüge-TRANSPONSORING

Ohne euch geht es nicht! Regelmäßige

Daueraufträge ab 10 Euro im Monat, im Vierteljahr, im Halbjahr oder jährlich helfen uns weiter.

Infos, Bestellung, Anmeldung unter:

www.streifzuege.org/trans-trafo-abo

Probenummer gratis

Call for Papers Ausgabe 85:

Nicht nur in den Anfangstagen der *Streifzüge* standen die Kritik von WERT und TAUSCH im Zentrum unserer Überlegungen und Anschläge.

In den letzten Jahren mag das aufgrund der Ausweitung und Ausfächerung der Themenstellungen etwas in den Hintergrund geraten sein.

Vielleicht sind wir sogar etwas entwöhnt und die Entwicklungen der letzten Jahre scheinen noch zu wenig ausgeleuchtet, insbesondere wenn wir an den zügigen Aufstieg des fiktiven Kapitals denken. Angesagt ist also eine Generalvisite, die sich über zwei Nummern strecken soll und das Themenfeld von abstrakter Arbeit, Wert, Tausch, Markt, (fiktives) Kapital, Geld etc. beackert. Zum Wert sind übrigens auch die Werte zu denken und zum Tausch auch die Täuschung.

Grundfragen sollen neuerdings aufs Tapet, aber nicht bloß als Reprise. Alle diese Aspekte bedürfen intensiverer Beschäftigung. Wie immer sind die Schwerpunkte weit gefächert und so warten wir gespannt darauf, was reinkommt. Wer meint, etwas dazu beitragen zu können, ist herzlich eingeladen.

Ansosten gilt: Alle Artikel, sofern sie uns gefallen, sind publizierbar.

Artikelvorschläge bitte ab sofort an die Redaktion (redaktion@streifzuege.org)

Folgende Textsorten stehen zur Verfügung:

- + Glosse (bis 2.500 Zeichen)
- + Rezens eines Buches (bis 2000 Zeichen)
- + Aufriss (bis 4.000 Zeichen)
- + Essay (8.000 bis 14.000 Zeichen)
- + Abhandlung (bis 24.000 Zeichen Limit)

Genaue Modalitäten zu Textsorten und -länge siehe unter www.streifzuege.org/hinweise-fuer-autorinnen

Die fertigen Aufsätze sind bis zum vereinbarten Termin, aber spätestens bis **15. Mai 2022** an uns zu senden.

Eine radikale Friedensbewegung ist nötiger denn je

Tomasz Koniecz

Der Krieg in der Ukraine geht mit einem von allen Kriegsparteien beförderten Zufluss von Söldnerinnen, Kriegsveteraninnen, Abenteuerinnen, Islamisten und Nazis einher, die bereits zu Tausenden in der Ukraine aktiv sind. Russland lässt nicht nur die berüchtigten Truppen des tschetschenischen Machthabers Ramsan Kadyrow (der sich wiederholt lobend über AfD-Politiker*innen äußerte) für sich kämpfen, inzwischen bemüht sich Moskau auch um Kämpfer aus dem poststaatlichen Gebilde, das einstmals „Syrien“ war.

Ohne eine baldige diplomatische Lösung werden diese Kräfte in der Auseinandersetzung an Gewicht gewinnen. Die Ukraine wird sich so zu einem zweiten Syrien wandeln, zu einem „Failed State“, in dem ein permanenter, von außen angefachter Krieg herrscht. Es sind bislang gerade diese eher die Peripherie des Weltsystems verwüstenden „Entstaatlichungskriege“ (Robert Kurz), die den objektiv ablaufenden Krisenprozess exekutieren, gewissermaßen als „Brandbeschleuniger“ der sozialen wie ökologischen Krise des kapitalistischen Weltsystems fungieren.

Alle imperialen Mächte spüren dabei die Krise im Nacken: Putin will den imperialen Abstieg Russlands verhindern, die USA sehen sich trotz Weltgeld mit wachsender Inflation konfrontiert, was die bisherige Defizitbildung gefährdet, die BRD sieht ihr exportorientiertes Wirtschaftsmodell, ihre Rohstoffversorgung bedroht, und so weiter – deswegen sind die Staatsmonster bereit, diesen ungeheuren imperialistischen „Poker“ um die Ukraine zu spielen, der durchaus zu einem nuklearen Schlagabtausch führen kann.

Die Einschläge, die in den vergangenen Dekaden Somalia, Libyen, Syrien oder Afghanistan verwüsteten, rücken somit näher an die Zen-

tren des Weltsystems, die Ukraine ist ein Land der Semiperipherie. Mit den näher kommenden Einschlügen der unerbittlich fortschreitenden Krisendynamik nimmt aber auch die Ohnmacht zu, gerade in der Linken, die zwischen den Fronten dieser Konfrontation zerrieben werden könnte. Bewegungsautonomie kann wohl nur noch zusammen mit radikaler Kritik erkämpft werden.

Dem Zwang, sich unreflektiert einer der imperialistischen Kriegsparteien anzuschließen, müsste eine offensiv antikapitalistische Friedenspolitik entgegengestellt werden, in der die Forderung nach einem sofortigen Waffenstillstand mit der Thematisierung der Systemkrise einherginge – nicht aus einem linken Radikalismus heraus, sondern weil es diese real ablaufende Krisenbewegung ist, die den Spätkapitalismus instabil macht und in die Selbstzerstörung treibt.

Eine konsequente, radikale Friedensbewegung, die sich nur in Abgrenzung von rotbraunen Putin-Trollen wie von Nato-Propagandistinnen aus dem Umfeld der Grünen herausbilden könnte, müsste gerade die sich deutlich abzeichnende Notwendigkeit der Systemtransformation betonen. Dass der Kapitalismus am Ende ist, liegt ja auf der Hand, sein Ende ist aber offen. Ohne seine bewusste emanzipatorische Überwindung wird dieses System an seinen inneren und äußeren Widersprüchen zerbrechen, was eigentlich die finale Niederlage der Linken markieren würde. Der Spätkapitalismus muss nicht mit einem elendig langen Wimmern in sozialer Zersetzung und Klimakatastrophe vergehen – er kann auch, und dies scheint aufgrund des angestauten Vernichtungspotenzials wahrscheinlich, mit dem ganz großen Knall abtreten.

>> www.koniecz.info